

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1934

28.8.1934 (No. 237)

Karlsruher Tagblatt

Gegründet im Jahre 1756

Bezugpreis: monatlich frei Haus durch Träger 2.— RM, durch die Post 2.10 RM. (einschl. 25 Rp. Postbeförderungsgeld) zuzüglich 42 Rp. Bestellgeld. In unseren Geschäftsstellen oder Agenturen abgeholt 1.70 RM. Bei Nichterhalten der Zeitung infolge höherer Gewalt hat der Bezüge keine Ansprüche. Abbestellungen können nur bis zum 15. eines Monats angenommen werden. — Einzelverkaufpreis: 10 Rp. Sonntag und Feiertags 15 Rp. — Anzeigenpreise: die 22 mm breite Zeile 8 Rp., die 32 mm breite Zeile 10 Rp., die 42 mm breite Zeile 12 Rp., bei Vorchrift allein auf einer Seite 40 Rp. Rabatt, Ermäßigungen sowie die für die Ausführung von Anzeigen-Aufträgen geltenden allgemeinen Geschäftsbedingungen laut Tarif. Verlagsort und Erfüllungsort: Karlsruhe in Baden.

Karlsruher Zeitung

für Kultur und Wirtschaft
Badische Morgenzeitung
Amtsblatt für die Bezirke Karlsruhe Stadt und Land,
Ettlingen, Bruchsal und Bretten

Herausgeber Dr. M. Knittel

Hauptredakteur und verantwortlich für den politischen und wirtschaftspolitischen Teil: Karl Seyfried; für den literarischen, Sport und Unterhaltung: Otto Wölfler; für die Wochenchrift „Pyramide“ Karl J. O. S.; für Illustrationen: L. B. G. Gierich; sämtliche in Karlsruhe, Karl-Friedrich-Straße Nr. 14. — Sprechstunde der Redaktion von 11—12 Uhr. Berliner Redaktion: B. Pfeiffer, Berlin W. 30, Hohenstaufenstraße Nr. 44, Telefon B. 4. — Für unverlangte Manuskripte übernimmt die Redaktion keine Verantwortung. — Druck bei G. Braun, G. m. b. H., Karlsruhe (Baden), Karl-Friedrich-Straße Nr. 14. Geschäftsstelle: Karl-Friedrich-Straße Nr. 14. — Fernsprecher Nr. 20. — D. N. im VII. 34: 12932. Postfachkonto Karlsruhe Nr. 3515.

Berschobene Fronten im Fernen Osten

Vom Tage

Die Neuorganisation der Deutschen Evangelischen Kirche

In den vergangenen Monaten wurde die Neuorganisation der Reichskirche weitergeführt. Den Beitreibungen der Reichskirchenregierung gelang es, Norddeutschland mit einer Ausnahme geschlossen in die Reichskirche einzufügen. Zuletzt erfolgten der Eintritt der Evangelischen Landeskirche Anhalts und die Eingliederung der Badischen Landeskirche und der Kurhessisch-Rheinhessischen Landeskirche. So konnte der Reichswalter der Evangelischen Reichskirche, Ministerialdirektor Jäger, am 8. August in einer Pressebesprechung mitteilen, daß von den 28 Landeskirchen, die in Deutschland zur Zeit der Machtübernahme vorhanden waren, bisher 25 in die evangelische Reichskirche aufgegangen seien. Die letzte norddeutsche Ausnahme ist die reformierte Landeskirche Hannover mit dem Sitz in Aurich. Für ist die Zustimmung gegeben worden, daß für sie ein Gesetz nur auf ihren eigenen Antrag hin oder in sonstigem Einverständnis mit ihr erlassen werden kann.

Die Hauptschwierigkeiten für die Fortsetzung dieses organischen Zusammenschlusses liegen aber in Süddeutschland. Zwar hat die Badische Landeskirche nach der päpstlichen Landeskirche als zweite Kirche Süddeutschlands ihre Eingliederung vollzogen. Aber mit der Landeskirche von Bayern und Württemberg hat eine Einigung bisher nicht herbeigeführt werden können. Im Gegenteil ist durch einen Beschluß der Landeskonferenz der evangelisch-lutherischen Landeskirche Bayerns eine erweiterte Lage geschaffen worden. Die bayerische Landeskirche tritt in diesem Beschluß zwar „für eine starke und in sich einigende Deutsche Evangelische Kirche ein, sie bedauert aber, daß die Haltung der derzeitigen Reichskirchenregierung es unmöglich mache, die Eingliederung unter den gegenwärtigen Umständen zu vollziehen.“

Die Reichsregierung ist entschlossen, sich in innerkirchliche Angelegenheiten nicht einzumengen und die letzte Entscheidung aller dieser Fragen der Kirche selbst zu überlassen. Der Reichsminister des Innern, Dr. Fricke, hat eine entsprechende Erklärung erst wieder in seiner Kölner Rede zur Volksabstimmung abgegeben.

Anmeldung zur Volksabstimmung im Saargebiet

Die Regierungskommission des Saargebietes hat am 8. Juli 1934 die Vorschriften über die Aufstellung der Stimmzettel für die Volksabstimmung im Saargebiet am 13. Januar 1935 erlassen. Weiterhin hat die Regierungskommission des Saargebietes am 20. Juli 1934 eine Bekanntmachung veröffentlicht, die nähere Vorschriften über die Abstimmungsberechtigung und über die Anmeldung der Stimmberechtigten zur Aufnahme in die Stimmzettel enthält.

Siehe nach diesen Bestimmungen, die außerhalb des Saargebietes wohnen, einen besonderen Antrag auf Eintragung in die Stimmzettel stellen. Der nicht in die Stimmzettel eingetragen ist, kann sein Stimmrecht nicht ausüben. Es liegt daher im eigenen Interesse aller im Reich wohnenden Stimmberechtigten, diesen Antrag mit zureichender Beachtung einzureichen. Die Anträge sind bis zum 31. August 1934 abzugeben.

Der Antrag, der an den Gemeindevorstand des Bezirkes gerichtet ist, in dem der Abstimmungsberichtigte am 28. Juni 1934 die Gemeindevorstand hat, muß folgende Angaben enthalten:

1. die Namen, Vornamen, das Geburtsdatum, den Geburtsort und den Beruf des Antragstellers (im Falle einer Berufsänderung denjenigen, den er am 28. Juni 1934 ausübte), sowie die Vornamen seines Vaters und seiner Mutter, falls es sich um eine verheiratete Frau handelt, die Namen und Vornamen ihres Ehemannes (im Falle einer Veränderung des Familiennamens nach dem 28. Juni 1919 den Familiennamen, den sie an diesem Zeitpunkt trug).
2. die Gemeinde, in der er die Einwohnerberechtigung am 28. Juni 1934 hatte;
3. den gewöhnlichen Aufenthalt zur Zeit des Antrages;
4. die Anschrift im Saargebiet, an die Mitteilungen zu richten sind.

Die vorhandenen Beweismittel für die Einwohnerberechtigung im Saargebiet sind dem Antrag beizufügen; befinden sich solche Beweismittel nicht in den Händen des Antragstellers, so ist in dem Antrag anzugeben, bei welcher Stelle des Saargebietes diese Unterlagen erhältlich sind.

Sämtliche Bestimmungen über die Anmeldung im Saargebiet werden hiermit angedeutet. Ihren Antrag auf Eintragung in die Stimmzettel bis spätestens zum 31. August 1934 an den zuständigen Gemeindevorstand im Saargebiet gelangen zu lassen.

Zur Ausführung über alle, bei der Anmeldung zu beachtenden Bestimmungen stehen den Stimmberechtigten die Saargebietstellen ihres jetzigen Wohnortes (das Einwohnermeldeamt, in dem Städten die zuständigen Volkswahlstellen), sowie die Geschäftsstellen des Bundes der Saarvereine in Berlin befinden sich diese SW 1, Breitenmannstraße 42, zur Verfügung.

Es wird jedem Abstimmungsberichtigten dringend empfohlen, vor Abgabe seiner Anmeldung die vorgeschriebenen Stellen zum Zwecke der Beratung in Anspruch zu nehmen.

Rußland diplomatisch im Nachteil

England und Amerika haben gestreift

Es scheint, daß die ostasiatische Suppe bei weitem nicht so heiß gelöffelt wird, wie man sie auch jetzt noch locht. Die Entscheidung über eine solche Frage von Krieg und Frieden wollen sich Moskau und Tokio vorerst anscheinend gründlich überlegen. Gerade Rußland, das infolge der neuen Konstellation nun im Fernen Osten ziemlich isoliert dasteht, aber auch Japan, das dadurch seine jetzigen diplomatischen Erfolge in London und Washington leicht in Frage stellen könnte.

Es hat sich urplötzlich herausgestellt, daß zwischen Japan und England zum mindesten sehr interessante „Gespräche“ stattgefunden haben und dann überraschte der Umstand, daß Amerika in diesem heißen Augenblick die so aussichtsreich erscheinenden wirtschaftlichen Verhandlungen mit Rußland abbrach und in ziemlich schroffem Tone erkennen ließ, daß man gar kein Interesse daran habe, sich maßlosen russischen „Bedingungen“ zu unterwerfen. Offenbar würden die Vereinigten Staaten nicht ungerne sehen, wenn Japan in Ostasien seine Ausdehnungsbedürfnisse abzureagieren in der Lage wäre, anstatt damit den amerikanischen Kontinent heimganzuholen. Und England würde sich wohl mit einer Verstärkung seines Einflusses in Südchina zufrieden geben, wenn dieser durch Japan garantiert würde, statt sich in ein ungewisses Geschäft mit Rußland in diesem Raume einzulassen.

So sieht sich die Kombination Rußland-Frankreich auf einmal einer Front Japan-England und vielleicht auch einer Ergänzung Japan-USA gegenüber und zugleich ergibt sich das eine mit ziemlicher Bestimmtheit, daß das französische Engagement Sowjetrußland



Eine Karte von Fernost, bei der nicht nur die in erster Linie beteiligten Länder Japan, Rußland und das Aufmarschgebiet Mandschukuo berücksichtigt sind, sondern auch China, dessen Haltung von ausschlaggebender Bedeutung sein kann. Rußland dürfte sich eine wesentliche Unterstützung von den kommunistischen Republiken versprechen, die innerhalb Chinas betreiben.

gegenüber durchaus nicht ein so glänzendes Geschäft darstellt, wie man es in Paris zuerst hat glauben machen wollen. Der russisch-französische Flirt könnte sogar gegebenenfalls recht unangenehme Folgen für Paris mit sich bringen. Moskau selbst — das wird immer deutlicher — betrachtete seine Verhandlungen mit Paris in erster Linie unter dem Gesichtspunkte eines Schachzuges gegenüber Tokio! Rußlands Lage im Fernen Osten scheint augenblicklich nicht günstig. Möglicherweise würde es Nippon also nur mit dem General Mächer zu tun haben. Und es würde dann nur eine Frage der Zeit sein, daß „dreißig Jahre später“ der russischen Armee in Ostasien ein neues Rußden bereitet werden würde. Und eine Niederlage an der chinesischen Grenze dürfte Sowjetrußlands innere Struktur diesmal noch mehr und noch schneller erschüttern als nach dem Kriege von 1905/06.

Propheten sind zwar eine heikle Angelegenheit; zumal in dem Trübel, der im Fernen Osten gerade jetzt herrscht. Ein einziger Fünferpunkt kann unter Umständen das Signal zu einem Gemetzel geben, das garnicht auf dem Programm stand. Aber aller Voraussicht nach ist mit einem Kriege gegenwärtig kaum zu rechnen.

Schacher um die Mischinabahn

(: Berlin, 27. Aug.) Nach den hier vorliegenden Meldungen haben die Beteiligten an den Mischinabahnverhandlungen Verabredungen über den Stand der Verkaufsverhandlungen veröffentlicht.

In einer Erklärung des japanischen Außenministeriums heißt es, daß die mandchurische Regierung den von Sowjetrußland geforderten Preis von 250 Millionen Rubel abgelehnt und ihrerseits 50 Millionen Yen geboten habe. Später sei die mandchurische Regierung auf 110 Millionen hinaufgegangen. Außerdem habe sie sich zur Zahlung verschiedener Verpflichtungen, insbesondere von Entschädigungen für die an der Bahn tätigen Sowjetstaatsangehörigen bereit erklärt. Die japanische Regierung habe zwischen Mandschukuo und der Sowjetunion eine Vermittlung eingeleitet. Sie wolle die Verhandlungen beschleunigen, da eine weitere Unterbrechung oder Vertagung der Verhandlungen die Lage nicht retten könne.

In einer Erklärung sagt die mandchurische Regierung, daß sie zur Zahlung von 170 Millionen Yen bereit sei. Sie wolle weiterhin mit der Sowjetregierung verhandeln, wenn dieser wirklich an einer Verständigung liege.

Eine Mitteilung aus Moskau nimmt zu den zuvor genannten 170 Millionen Yen Bezug und sagt, daß diese Zahl sich durch Hinzurechnung der 50 Millionen Yen Abfindungsgelder erhebe, die den Sowjet- und mandchurischen Angestellten der Bahn im Falle ihrer Entlassung zu zahlen seien. Derartige Ausgaben könnten aber auf keinen Fall in den Preis für die Bahn einbezogen werden, da für die Entlassung oder Nichtentlassung der Angestellten nach dem Kauf der neuen Eigentümern zuständig sei.

In vollen Kränzen

Als der Führer Montagmorgen gegen 10 Uhr Godesberg verließ, hatte sich wieder eine riesige Menschenmenge angelammelt, die Adolf Hitler begeistert begrüßte. Der Führer fuhr zum Flughafen Gangelar bei Bonn und verließ mit seinen Begleitern im Flugzeug das Rheinland.

Der Chef der Marineleitung, Admiral Dr. H. C. Raeder, hat sich am Montag zur Befestigung der Flotte an Bord des Flottenflaggschiffes „Schleswig-Holstein“ eingeschifft.

Der Reichsjugendführer Baldur von Schirach, der längere Zeit im Saargebiet auf dem Oberjatzberg als Gast des Führers gewohnt hatte, traf wieder in Berlin ein. Er wird am Mittwoch, den 29. August, abends 8.00 Uhr, im Rundfunk über alle deutschen Sender zu den deutschen Eltern sprechen.

Der österreichische Bundeskanzler Dr. Schuschnigg ist am Sonntagabend wieder in Wien eingetroffen.

In Warschau kam am Montag eine kommunistische Gruppe auf die Spur. 29 Personen wurden festgenommen.

In Amerika droht ein allgemeiner Ausstand in der Textilindustrie. Es soll zunächst eine halbe Million Baumwollarbeiter am 4. September in den Ausstand treten. Möglicherweise werden sich etwa 300 000 Seidens, Knuts- und Wollarbeiter ihnen anschließen.

Der Siebente Kongress der Internationalen Vereinigung des Lebensmittel Einzelhandels findet in den Tagen vom 3. bis 5. September 1934 in Amsterdam statt.

Und wieder: Der Friedenswille Deutschlands

Die Rede des Führers auf Ehrenbreitstein

Wir wissen, daß bei der Schaffung der Saarfrage französischerseits nichts als schäbige wirtschaftliche Gabeln leitend war. In Versailles wollte Frankreich das Saargebiet ursprünglich wie Elbaf-Lothringen einfach annektieren, um in der Saarfrage eine Ergänzung für das lothringische Erz zu haben und sich von der englischen Kohle unabhängig zu machen. Der Widerstand Englands, gewiß nicht die Achtung vor dem Selbstbestimmungsrecht der Völker — denn solche Dinge spielen trotz des unglücklichen Herrn Wilson in Versailles keine Rolle — hat dann die Regelung gebracht, daß nun 15 Jahre nach dem Unfriedensvertrag an der Saar abgestimmt wird.

Natürlich wäre es möglich und das einzig Richtige gewesen, daß sich Frankreich und Deutschland über die Saar verständigten. Aber Frankreich hat auch auf ein in dieser Richtung gehendes Angebot Adolfs Hitlers nicht geantwortet, anscheinend, weil man in Paris immer noch darauf hofft, durch die Untrike der Landesverräter an der Saar das dort geschaffene und unter Frankreichs Einfluß stehende Völkerverbündnis und damit die Saargrubenausbeutung aufrecht erhalten zu können. Schon längst glaubt man nicht mehr, daß die Saarländer etwa für Frankreich stimmen werden. Man wäre zufrieden, wenn sich eine Anzahl Stimmen dafür fänden, daß der Völkerverbundsauftrag bleibt. Keine Rede davon, daß das die Saardeutschen wollen. Denn gerade darunter leiden sie seit Jahren am schwersten, daß ihr staatliches Schicksal unsicher ist und daß sie von Fremden regiert werden. Auch für die europäische Lage wäre ein Weiterbestehen des Völkerverbundsauftrags ein Verhängnis, ein Unsicherheitsfaktor und ein Zapfen für alle.

Der Führer und Kanzler hat am Sonntag aufs neue in seiner Rede auf dem Ehrenbreitstein Frankreich die Hand zur Verständigung geboten. Er sagte, daß wenn die Saarfrage am 13. Januar durch die Volksabstimmung für Deutschland entschieden sei, dann das Saarproblem, bis heute noch Streitfrage zwischen Frankreich und Deutschland, gelöst sei. Vielleicht werde dann doch auf der anderen Seite die Bereitwilligkeit kommen, die Probleme so zu sehen, wie sie sind, und mit uns einen anständigen Frieden zu schließen. Nach der Lösung der Saarfrage, der einzigen Territorialfrage, die uns von Frankreich noch trennt, bestehe kein sichtbarer Grund mehr, daß zwei große Nationen sich ewig und in alle Zukunft weiter bekämpfen, anstatt daß sie die großen Aufgaben gemeinsam lösen. Der Führer sprach die Hoffnung auf eine Verständigung auf dieser größeren Ebene aus und sagte unter größter Beilegung der Massen den zweihunderttausend anwesenden Saarländern, daß sie so mit ihrer Abstimmung noch eine besonders große und friedliche Mission zu erfüllen haben.

In der sogenannten französischen öffentlichen Meinung hat die Rede des Führers Deutschlands zunächst erhebliche Verlegenheit hervorgerufen, zumal man über solche Worte natürlich nicht einfach hinweggehen oder sie einfach unterschlagen kann. So schrieb man denn, wie die ersten Meldungen aus Paris erkennen lassen, in vielen Blättern eine Unmenge anderer Zeugnisse darum herum, sprach von einer Gegenfundgebung in Sulzbach, die, wie an anderer Stelle berichtet wird, ein klägliches Ergebnis hatte, redet vom Koblenzer Tag als einer „richtigen Mobilmachung“, sagte, daß die Bahnstrecke auf dem dortigen Bahnhof nach ihrem Ausbau nunmehr militärisch verwendet werden könnten u. a. Das „Echo de Paris“ will die Gleichstellung „Saar und Friede“ nicht gelten lassen, sondern bezeichnet sie sogar als — Erpreßung.

Freilich kommen die Blätter nicht darüber hinweg, die Mäßigung des Führers in seiner

Ehrenbreitsteiner Rede festzustellen. Und „Le Jour“ schreibt auch, daß wenn nach Hitler die Saarfrage die einzige Streitfrage sei, die Deutschland und Frankreich in Gegenwart bringe, man von dieser Erklärung gern Kenntnis nehmen werde, falls sie für die Zukunft bindend sein werde. Das Blatt kann es sich aber bezeichnenderweise nicht verkneifen, am Schluß die Vertragstreue Deutschlands anzuzweifeln. Der „Excelsior“ jucht Frankreich in der Saarfrage in üblicher Weise reinzuwaschen, „weil es keine Verfügung über das Gebiet treffen konnte“. „Nur die Saarländer könnten über ihr Land verfügen.“ Das ist schon richtig und das werden die Saarländer auch tun, gerade weil man ihnen dieses Verfügungsrecht durch die unerhörten französischen Umtriebe, durch Aushaltung über landesverräterischer Geher, schließlich durch eine unter dem Völkerbund Frankreichs stehende Regierungskommission bisher dauernd aufs schwerste beeinträchtigt.

Aus dieser Rede des Führers Deutschlands müßte eine französische Regierung, der es wirklich ernst ist, die Verständigung mit Deutschland herbeizuführen, entsprechende Folgerungen ziehen. Man zu große Hoffnungen auf eine Einfuhr der bisherigen Machtgeber in Paris braucht man sich freilich zunächst nicht machen. So wird denn zuerst das Saarvolk sprechen müssen, um seine nach den Worten des Führers so große und friedliche Mission zu erfüllen.

Nach der Koblenzer Rundgebung

Pariser und Londoner Echo

× Paris, 27. Aug.

Die Pariser Abendpresse verfolgt die gleiche Taktik wie die Frühblätter, indem sie die Berichte über die Rundgebung in Sulzbach an allererster Stelle veröffentlicht, und versucht, die Bedeutung der Koblenzer Rundgebung herabzusetzen.

Besondere Beachtung finden aber die Erklärungen des Führers auf dem Ehrenbreitstein, die hier unbedingt Eindruck gemacht haben. Die Blätter nehmen aber nichtsdestoweniger eine sehr reservierte Haltung ein und erklären, daß man französischerseits den Willen zur Verständigung zur Kenntnis nehme und nunmehr darauf warte, daß den Worten Taten folgten.

Der „Temps“ schreibt, Frankreich habe keine territorialen Forderungen. Die Beibehaltung des Status quo sei heute eine Möglichkeit, mit der man rechnen müsse. — Der „Paris Soir“ schreibt, Hitler habe ruhiger gesprochen als bisher. Man sei weit von der Wiederherstellung der Saarfrage entfernt. — Der Außenpolitiker des „Journal des Debats“ jucht in gebäufiger Weise die Aufrichtigkeit der Erklärungen des Reichsanzalters in Zweifel zu ziehen.

London, 27. Aug.

Der Nachrichtenteil der Zeitungen wird am Montag früh durch drei Meldungen aus Deutschland beherrscht: über die Saarfrage, über die Ehrenbreitstein mit der Rede des Führers, den Versuch einer Gegenrundgebung der Emigranten und Marxisten in Sulzbach und die Leipziger Rede von Dr. Schacht.

Aus Koblenz veröffentlichten fast alle Blätter lange und anschauliche Berichte ihrer an Ort und Stelle entsandten Sonderberichterstatter.

ter. Die Rede des Führers wird in guten Auszügen wiedergegeben. Der Sondervertreter der „Times“ sagt: Das Hauptmerkmal der Rede sei der an Frankreich gerichtete Vorschlag zugunsten einer friedlichen Regelung der Saarfrage. — Im Leitartikel der „Daily Mail“ wird wieder Protest dagegen erhoben, daß ein Engländer Vorsitzender der Saar-Kommission ist. Sein Vorschlag, 2000 Nichtpolitiker ins Gebiet zu bringen, wird als Wahnsinn bezeichnet. Das Saargebiet enthalte genügend Explosivstoffe.

„News Chronicle“ und „Daily Herald“ ergehen sich in ihren Leitartikeln in ihren bekannten weltanschaulichen Vorurteilen gegen die nationalsozialistische Politik. Während der Führer in bereiten Worten sich bemühte, das Mißtrauen des Auslandes zu entwaschen, habe Dr. Schacht eine Rede gehalten, die es eher verurteilen könne (!). — Der Leitartikel der „Morning Post“ macht sich zum Sprachrohr der Emigranten- und Separatistenpresse des Saargebietes.

Das neue deutsche Devisen- und Rohstoff-Programm

Zur Rede Dr. Schachts in Leipzig

Die Rede des Reichsbankpräsidenten und stellv. Reichswirtschaftsministers Dr. Schacht in Leipzig hat Aufkündigungen über eine grundlegende Veränderung der deutschen Devisen- und Außenhandelspolitik gebracht, die für den Handel, die Verarbeitung und den Konsum tiefgehende Folgen haben werden, denn es ist mit weitgehenden, aber unbedingt notwendigen Einschränkungen der Einfuhr zu rechnen. Die Entwicklung, die auf weitgehende Verweigerung des Konsums auf Vinnengüter hinzieht, hat man übrigens angeht die Devisenlage schon längst kommen sehen. Das Ausland hat die Tatsache immer noch nicht begriffen, daß, wenn es Deutschland als Lieferanten nicht hochkommen läßt, Deutschland auch kein guter Käufer bleiben kann.

Es ist auch nicht richtig, wenn Londoner Blätter die Rede Schachts in Leipzig in Gegenüber der Hitlers in Koblenz — mit ihrer Verständigungsbereitschaft — stellen, da Schacht angeblich das Mißtrauen des Auslandes hervorgerufen habe. Schacht hat im Gegenteil dem Ausland zwar nicht angenehme Dinge gesagt, aber sehr offen und ehrlich gesprochen. Auch Schachts Ausführungen laufen, wie die Hitlers, auf eine Aufforderung an das Ausland hinaus, die Probleme so zu sehen, wie sie wirklich sind. Sie waren freilich auch eine Unterbrechung der Worte des Führers, daß, „wenn man uns zwingt, wir uns wirtschaftlich sogar auf eigene Füße stellen werden.“

Dr. Schacht will offenbar angesichts der unbefriedigenden Entwicklung unserer Außenhandelsbilanz und des Zahlungsverkehrs Schluß mit den verschiedenen Sonderregelungen und abkommen mit dem Ausland machen, da sie Deutschland und dem Ausland als Ganzem schaden. Die Transferabkommen seien geeignet, den Weltmarkt schließlich ganz zu ruinieren, weil sie den Handel in unnatürliche Kanäle leiten. Die Beschränkung der Rohstoffeinfuhr durch Verringerung der Devisenverteilung, durch Einfuhr- und Ueberwachungsstellen haben keinen Erfolg gebracht, da die vereinbarten Zahlungen über Sonderkonten, die erst nach der Devisenreparierung immer stärker ausgenutzt wurden, die Reichsbankpolitik völlig durchlöcheren. Die Einzahlungen

Die Saarseparatisten demonstrieren Eine „Gegenrundgebung in Sulzbach“

(Saarbrücken, 27. Aug.)

Die in der separatistischen Presse groß angekündigte „Antifa-Rundgebung“ in Sulzbach, von der es vorher hieß, daß 50 000 Anmeldungen vorlägen, hat ein wenig rühmliches Ende genommen. Die Zahl der Beteiligten blieb nach den vorliegenden Berichten um ein Vielfaches hinter den angekündigten Anmeldungen zurück. Die „Saarbrücker Zeitung“ meldet etwa 12 000 Teilnehmer, Frauen und Kinder eingerechnet. Wie bei derartigen Veranstaltungen üblich, waren wieder viele Unflätigkeiten über die nahe Grenze gekommen. Von den zunächst in Saarbrücken bestellten vier Sonderzügen mußten noch am Samstag zwei wieder abbestellt werden.

Die kommunistische „Arbeiterzeitung“ jucht das traurige Ergebnis mit einem scharfen Angriff auf die Saarregierung zu rechtfertigen.

die der „Antifaschistischen Jugend des Saargebietes“ verboten habe, in Sulzbach ihre Stimme „gegen das mörderische Hitlerregiment“ zu erheben. Es war den Separatisten gelungen, sogar einen katholischen Geistlichen, dessen Name nicht genannt wird, auf ihrer Rundgebung sprechen zu lassen. Seiner Predigt legte er, der „Saarbrücker Zeitung“ zufolge, das Apokalypsenwort zugrunde: „Halte, was du hast!“ Den Ordnungsdienst verließ der Emigrantenkommissar Nachts. An mehreren Stellen soll es zu Schlägereien gekommen sein, angeblich infolge eines Zwischenfalls, der durch den Wurf einer Tränengasbombe verursacht worden sei. Der angelegte Kerker, ein Sulzbacher Einwohner, wurde auf dem Friedhof verhaftet. In der Verammlung, in die Zutritt zu gewinnen unmöglich war, sprach als Hauptredner der Marxistenführer Max Braun, der sich in den üblichen Hejereien gegen Adolf Hitler und gegen das neue Deutschland erging.

Eine Manöverrede Mussolinis

Heftige, aber auch Friedenstöne

Mussolini hat beim Abschluß der italienischen Manöver an die Offiziere und die anwesenden Militärattachés eine Rede gehalten, über die die französische Presse zunächst meist die Stellen berichtete, in denen ein kriegerischer Ton angeschlagen wurde. Es ist eigentlich selbstverständlich, daß beim Abschluß eines Manövers stärkere Töne vor bewaffneten Truppen laut werden, das um so mehr, als eben erst eine unblutige und nicht ungefährliche Demonstration an der österreichischen Grenze stattgefunden hatte, die Mussolini eben zu rechtfertigen versuchte.

Der italienische Staatschef sprach sich natürlich für die militärische Durchbildung der Nation aus und sagte dabei auch, daß die Notwendigkeit für die Vorbereitung auf einen Krieg nicht für morgen, sondern sogar für heute bestehe. Er sei die höchste gerichtliche Instanz zwischen den Völkern, und man habe noch nichts gefunden, was die Armeen erziehen könne. Nach dem amtlichen Wortlaut der Rede, die zunächst in Italien gar nicht verbreitet worden ist, enthielt sie aber auch solche Sätze, wie den, daß kein Land Europas einen Krieg heraufbeschwören wolle, am wenigsten Italien. Die Kommentare der italienischen Presse lauten obendrein geradezu entschuldigend. Auch hier werden Friedenstöne angeschlagen. Da aber die Möglichkeit eines Krieges bestehe, müsse man vorbereitet sein, und man brauche sich nicht zu verwundern, wenn der Duce vom Krieg gesprochen habe — schreibt „Gazetta del Popolo“.

Um was es Mussolini gegenwärtig zu tun ist, das wird auch aus anderen Meldungen klar. Das Pariser „Journal des Debats“ wendet sich dagegen, daß Italien Österreich durch seinen Truppenaufmarsch vor einem deutschen Einfall gerettet habe, ein Verdienst, das Mussolini für sich in Anspruch nehme. Im Gegenteil hätte ein großer europäischer Konflikt ausbrechen können, wenn Italien wirklich einmarschiert wäre. In der Tat ist die europäische Lage damals wahrlich nicht durch Mussolini gerettet worden, sondern u. a. auch dadurch, daß Südlawien nicht die Nerven verlor.

Wien fleht um Wirtschaftshilfe

Was ist die „Unabhängigkeit“ Österreichs wert?

(!) Wien, 27. Aug.

Die offizielle und offizielle Presse fährt fort, von den europäischen Mächten wirtschaftliche Hilfe zu verlangen. Unter der Ueberschrift „Kein europäisches Interesse — eine europäische Verpflichtung“ schreibt das christlich-sozialistische „Neuzeitweltblatt“: Es ist nicht zu erklären, warum Österreich allein mit seinen beschränkten Kräften und Mitteln dem reichen Europa immer und immer wieder Tribut zahlen soll. Ist die Unabhängigkeit Österreichs den europäischen Mächten soviel wert, wie es die Mächte oft genug anerkannt, dann ist Europa zu Dank verpflichtet.

Kurzberichte

An dem Parteitag in Nürnberg ist der NSDAP (Stahlhelm) am 9. September 1934 mit seinen Landesführern, einer Fahnenabordnung und einer Ehrenabteilung von 1200 Kameraden beteiligt. Die Ehrenabteilung wird von den Landesverbänden Danla, Nordsee, Westfalen, Lippe, Baden und Württemberg gestellt.

Die Dienststellen des Stellvertreters des Führers in München und Berlin werden wegen der mit dem Reichsparteitag in Nürnberg verbundenen Arbeiten in der Zeit vom 31. August bis einschließlich 12. September geschlossen. In diesen Tagen können nur Eingänge von besonderer Wichtigkeit bearbeitet werden. Das Stabsquartier des Stellvertreters des Führers befindet sich bis einschließlich 12. September in Nürnberg, „Hotel Deutscher Hof“, Fernsprecher 26 551.

Das Linzer Militärgericht verurteilte sechs Aufständische, die am 25. Juli an dem Aufstand in Laakirchen in Oberösterreich beteiligt waren, zwei Angeklagte zu lebenslänglichem schwerem Kerker, die andern zu Kerkerstrafen von 12 bis 18 Jahren.

Die polnische Generalsstaatsanwaltschaft in Katowitz hat bei den zuständigen Gerichten einen Antrag auf Einsetzung der Zwangsverwaltung über sämtliche Betriebe und Immobilien des Fürsten von Pleh eingebracht, da die Ansprüche des Fürsten durch die Verflechtung des beweglichen Eigentums des Fürsten von Pleh nicht bedingt worden seien. Es wurden außer 67 Betrieben wie Gruben, Kiegeleien und Sägemerken auch 30 000 Hektar Wald und 12 000 Hektar landwirtschaftlich genutzter Grundbesitz betroffen.

Deutschland Die indogermanische Urheimat

Die Frage nach der Urheimat der indogermanischen, auch „arisch“ genannten Völkersämme, hat seit Jahrzehnten die Wissenschaft beschäftigt. Hatte man zuerst damit begonnen, mit Hilfe der vergleichenden Sprachwissenschaft und der Altertumskunde ein klares Bild zu gewinnen, so ist in neuerer Zeit die Basis für die Forschungen über die Herkunft der Indogermanen und Germanen immer weiter verbreitet worden: Rassen- und Völkerkunde, geschichtliche Pflanzenbetachtung, vergleichende Kultur- und Kunstgeschichte und schließlich Religionsgeschichte haben zusammengekömmt, um das Kenntnis um vertiefen und das Ursprungsgebiet immer deutlicher einzufestigen, so daß wir heute mit ziemlicher Sicherheit die Urheimat der Indogermanen bestimmen können. Prof. Dr. F. Specht, Halle, gibt in der Zeitschrift „Geistige Arbeit“ einen zusammenfassenden Ueberblick der Urheimat, und zwar das westliche Ostseebecken und Mitteldeutschland, als die Urheimat der indogermanischen Stämme festlegt. Gerade in einer Zeit, da auch die deutsche Landwirtschaft durch den Mund ihres Reichsbauernführers eindeutig zu den wissenschaftlichen Fragen Stellung genommen hat, verdient diese Befestigung durch die Wissenschaft besondere Beachtung.

Die aus der Sprachwissenschaft her bekannten Verwandtschaftsbeziehungen der indogermanischen Völker lassen sich nun mit der Ausbreitung von jungsteinzeitlichen Kulturen in Mitteleuropa in Verbindung bringen. Dabei lassen sich deutlich die Megalithgräberkulturen im westlichen Ostseebecken mit der angrenzenden Küste von Mecklenburg, Schleswig-Holstein und Pommern und die mit ihr in enger Beziehung stehenden „nordischen Kulturen“ Mitteldeutschlands und die sächsisch-thüringische Schurkeramik von der Pfalzhaufenkultur und der mitteldeutschen Bandkeramik trennen. Diese beiden sind, wie Prof. Specht hervorhebt, offenbar nicht indogermanischen Ursprungs und zeigen auch eine andere Entwicklung als die indogermanischen Kulturen. Denn die Vertreter der indogermanischen Kulturgruppen zeichnen sich durch einen ungeheuren Wandertrieb, der stets mit Reichsgründungen auf fremder Erde verbunden ist, aus. Die Spuren ihrer Wanderungen nach Süden bis etwa nach Ungarn, nach Osten und Südosten bis zum Schwarzen Meer, lassen sich unmittelbar verfolgen. Auf diese Weise wurde ein Griechenland, von den späteren Griechen, Kleinasien von thrakisch-phrygischen Stämmen, denen auch die Armenier angehören, Südrussland von den Arieren (im engeren Sinne), das Kubanagebiet von den späteren Selttern, Dniepreußen und die östlich anschließenden Gebiete von den späteren Wälten und Slawen in Besitz genommen. Bald darauf, etwa um 2000, beginnt die große Ausbreitung der Schnurkeramik, die als spätere Kelten Süddeutschland, als spätere Römer Italien erobern und im westlichen Ostseebecken mit den nicht abgewanderten Stämmen der Großsteinräberkulturen in enge Verbindung kommen. Aus den in der Heimat verbliebenen Megalitharbeiterleuten sind dann durch Vermischung mit den zuwandernden Schnurkeramikern die späteren Germanen hervorgegangen, die sich im 1. Jahrtausend v. Chr. über das heutige Deutschland ausbreiteten. Pflug und Ackerbau sind auch bei ihnen heimisch gewesen, während die Gebrauche der Totenbestattung vielfach gewechselt haben. Mit unseren heutigen Mitteln lassen sich allerdings die kulturellen Wechselwirkungen zwischen den einzelnen indogermanischen Stämmen nicht klar im einzelnen feststellen.

Kunst und Wissenschaft

Geb. Kommerzienrat Prof. Dr. phil. Carl Volsch, Vorsitzender des Vorstandes der F.-G. Farbenindustrie, vollendete am 27. August sein 60. Lebensjahr. Er wurde 1874 als Sohn eines Installeurs in Köln geboren. Nach bestandener Abitur bildete er sich zunächst praktisch für den Maschinenbau aus, studierte dann in Berlin-Charlottenburg Maschinenbau und Hüttenwesen und in Leipzig Chemie, wo

er bei Prof. Wislicerus promovierte. Dann war er ein Jahr bei der Badischen Anilin- und Sodafabrik in Ludwigshafen Assistent. Die große Leistung seines Lebens vollbrachte er, als er das von Geheimrat Friß Haber wissenschaftlich erprobte Hochdruck-Synthese-Verfahren zur chemischen Verbindung von Luftstickstoff mit Wasserstoff zu Ammoniak industriell verwertbar machte. Es handelte sich um die Findung einer billigen, wirtschaftlich verwertbaren Kontaktmasse, die der bisher nur im Laboratoriumsversuch möglichen Stickstoffsynthese den Weg zur Massenproduktion eröffnete. Im Kriege, als dem deutschen Volk durch die englische Blockade die Zufuhr von Chlorsäure gepervert war, war die künstliche Stickstoffsynthese des Haber-Volsch-Verfahrens von geradezu entscheidender Bedeutung. Auch die Erfindung der Kohleverflüchtigung durch Friedrich Bergius ist durch Volsch in den Nachkriegsjahren technisch verwertbar gemacht worden und hat neue Möglichkeiten der deutschen Treibstoffversorgung aus inländischen Quellen erschlossen. 1931 wurde ihm mit Bergius zusammen der Nobelpreis für Chemie zuerkannt. Volsch ist im Reichsstand der deutschen Industrie tätig und wurde im vorigen Jahr in den Generalrat der deutschen Wirtschaft gewählt.

Schicksalsnachrichten. Im Alter von 66 Jahren ist der Professor der Fortwissenschaft an der Universität Freiburg, Dr. Heinrich Weber, gestorben.

Konfuziusfeiern in China. In China wurde am Montag erstmalig der Geburtstag des Konfuzius auf Anordnung der Regierung als Landesfeiertag begangen. In allen Städten fanden große Festlichkeiten statt. Die Verehrung des Konfuzius, der im Jahre 1551 vor Christi in Schantung geboren wurde und als Sittenlehrer in seiner Heimat wirkte, begann schon im zweiten Jahrtausend vor Christi. Die Einrichtung eines Nationalfeiertags durch die Regierung kennzeichnet die Bemühungen des neuen China, dem eindringenden Modernismus entgegenzuwirken. — Auch Mandchurien ehrt Konfuzius durch Errichtung eines großen Tempels am Regierungssitz.

ASIEN BRENNT

REPORTAGE VON R. S. STRUNK UND DR. MARTIN RIKLI. — COPYRIGHT BY DREI-MASKEN-VERLAG A.-G., BERLIN N. 24

Berlin — Charbin / Weltpolitisches aus drei Schlafwagen

Von R. S. Strunk

Kriegsland

Mitten drin, unvermittelt, hinter einer gelben Bodenwelle verdeckt, in einem Gewirr von Nebengleisen, Laderampen, Güterschuppen — ein Truppenlager, eine Stadt von Wellblechbaracken, Stellungen, Kasernen, Hangars, Zelten. Im Staub der Exerzierplätze galoppiert Artillerie, Schwadronen legen durch Intervalle rasselnder Lanfs, hoch im Weißblau des Steppenhimmels drehen Kampfeinheiten ihre Loopings. Charanor —, der südlichste Vorposten an der Sibirbahn. Unser Zug haftet durch dieses Militärreservat, die Schlafwagenschaffner, wie alles im Sold der G.P.U. drehen sich an der Türe unserer Abteile herum und lassen unsere Cameras nicht aus dem Auge.

„Das war doch mindestens eine Brigade“ sagt Lindt. Er ist erregt, entwirft im Geist schon die ersten Sensationsfabelmeldungen an seine Redaktion. Nun haben wir auch eine interessante Nummer der „Pravda“, irgend jemand hat sie in Tschita im Speisewagen vergessen. Ihr Inhalt ist unendlich aufschlußreich.

„Sibirien ist keine Straße, auf der imperialistische Räuber und Banditen ungestraft spazieren gehen können!“ — Mit dieser Deutlichkeit eröffnet das Regierungsblatt seinen Angriff. Japanische Buchautoren, die den militaristischen Eliten Tokios nahestanden, hätten letzten in ihren Werken eine Sprache gesprochen, die letzten Endes das japanische Volk abermals, so wie bereits um 1920 herum, in ein sibirisches Abenteuer hegte. Diese Herren betrachten offen die Mandchurerei, die Mongolei und Sibirien nicht allein vom Standpunkt der Landesverteidigung als notwendig, sondern auch als geeignete Plätze ihrer Vorfahren. Nun — meint die Zeitung weiter —, Japan habe schon einmal, zu einer Zeit als die Rote Armee erst im Werden war, und Sowjetrußland noch nicht das Vielfache Japans an Kohle und Eisen erzeugte, Militärlagen und viele Menschenleben in Sibirien gelassen. Heute würde es nun noch viel ärger kommen!

Hinter dieser scharfen Sprache steht deutliche Besorgnis. Lindt und ich lassen unsere Eindrücke Revue passieren. Der völlige Mangel an freier Meinungsäußerung gegenüber der Kriegsgefahr im Osten läßt die Stimmung des Volkes nicht klar erkennen. Es kommt aber nicht ausschließlich auf diese Stimmung mehr an, andere elementare Momente werden sich entscheidend äußern. Die Diktatur Stalins dürfte einen Diskonflikt ebenso wenig überdauern, als die Autokratie des Zaren den ersten Bestand. Als ausgeprochenes Agrarland einer Ueberindustrialisierung geopfert, steht Sowjetrußland überdies in den Nöten des Fünfjahresplanes, der dem Noten Generalstab die uneingeschränkte Verwendung des Bahnnetzes für Truppen-, Verpflegungs- u. Munitionstransporte nimmt, oder aber die Wirtschaftsplanung durch teilweisen Entzug der Lebensadern vernichtet. Meister der Organisation waren die Russen ja nie, heute bedürfte es eher Gegenmeister, um das schon beginnende Chaos in strategischer und wirtschaftlicher Hinsicht produktiv umzugestalten.

Im Speisewagen rechnen die kleineren Berge zerkleinerter, schmüger Sowjetrußland ab, in wenigen Minuten sind wir auf mandchurischem Boden. Vorerst noch die berichtigte Kontrolle bei „Rasjch 68“ —, der letzten Station auf Sowjetgebiet.

Die totschere Organisation

Ringsum, soweit das Auge reicht, braungelbe, baumlose Steppe. Der dünne Faden der Gleise verliert sich flimmernd an den Horizonten, lehmige Tämpel, umweidet von schwarzen Mongolenschafen und zottigen Kamelen, im Süden die flachen Rücken der mongolischen Berge. Die Luft schmeckt nach Rauch ferner Steppenbrände, der fast farblose Himmel ist blaugelblich von den Stürmen, die zwischen Winter und Sommer hinter roten Sandwolken von West nach Ost rufen. Mitten in der Trostlosigkeit dieser Sandtafel die Weiße 68, eine Handvoll Wellblech und zwei mongolische Yurten. Keine Grenzpfähle, kein Schlagbaum, und dennoch Grenzgebiet dreier Reiche voll aktuellster Konfliktstoffe. Letzte Zollrevision —, die G.P.U.-Leute scheinen wie Gedankenleser nach unseren Gedanken zu fahnden, die Schaffner haben gemeldet, mein Photoapparat, einige Rollen Film fallen der Kontrolle zum Opfer. Höfliche Erklärungen, Protokolle —, dann, als die Herren schon im Korridor, als Abschlusß die lächelnde Frage:

„Wo haben Sie nun, bitte, Ihre automatische Hersthalpistole Nr. 34 708?“ Ich ziehe die Waffe aus der Revolvertasche.

„Wollen Sie die auch konfiszieren?“

„Leider sind wir dazu bemüht. Sie haben sie nicht deklarieren!“

„Ja, aber ich verlasse doch in fünf Minuten das Sowjetgebiet. Sie wissen doch, daß drüben Banditenüberfälle an der Tagesordnung sind. Ich habe die Waffe...“

„Wir wissen! Leider können wir unsere Vorschriften nicht ändern! Hier ist die Bescheinigung. Die Waffe bleibt ihr Eigentum, ebenso wie der Photoapparat, beides darf nur niemals über die Grenzen unseres Landes ausgeführt werden, beides aber steht stets zu Ihrer Verfügung, wenn immer Sie auf Sowjetgebiet weilen!“

„Also, bei meinem nächsten Besuch Moskaus kann ich mit dem Apparat fotografieren und mit der Pistole schießen?“

Der Wis wird ironisch belächelt. „Meine Herren! Ich habe drei Wochen mich in Ihrem Land umgesehen. Ich hab wenig, was wirklich funktioniert. Niemals aber fand ich eine Organisation, die derart muster-gültig klappte wie die Ihre! Die Nummer meiner Pistole... Alle Achtung!“

Der Zug fährt mit lärmenden Puffern an. „Wissen Sie“, meint Doktor Lindt, „man hat trotz Auslandspar und reinem Gewissen so

ein wenig das Gefühl, als hätte man eine Kerkertür passiert!“ Der Vergleich stimmt, es bleibt ein Alpdruck, eine unbestimmte Erinnerung an Drohendes, Tückisches, das unsichtbar in einer Dämmerung voll Schmutz, Chaos, Hoffnungslosigkeit und gepenstlicher Tragik lauert, Maxim Gorkische Nachtasylstimmung, — aber drohender, brutaler!

(Fortsetzung in der morgigen Ausgabe.)

Kurzberichte aus aller Welt

Dyhrenfurths Himalaja-Expedition abgeschlossen

Der Leiter der Internationalen Himalaja-Expedition, Professor Dyhrenfurth, meldet, daß sich die Expedition auf dem Rückmarsch befindet. Nur die Filmoperatoren seien noch in den Klöstern von Klein-Tibet beschäftigt. In dem Bericht wird weiter mitgeteilt, daß die Mitglieder der Expedition gesund sind, und daß die Expedition trotz großer Schwierigkeiten, die vor allem in heftigen Schneestürmen bestanden, die besten Erfolge hatte. Frau Professor Dyhrenfurth stellte einen bemerkenswerten Bergbesteigungsrekord für Frauen auf. In Begleitung ihres Mannes sowie der Bergsteiger Erl und Hoecht erklag sie die „Ducea-Mary“-Spitze im Karakorum-Gebirge (Himalaja), deren Höhe fast 7400 Meter beträgt.

Die Ueberschwemmungen in Indien

Aus den indischen Ueberschwemmungsgebieten der Gangesebene gingen weitere Nachrichten ein. Aus Patna hatte der Kongressführer Rajendra Prasad an Ghandi telegraphiert, daß viele Dörfer schwer heimgesucht worden sind. Mehrere Dörfer sind fortgeschwemmt worden und es werden schwere Verluste an Menschleben befürchtet; außerdem ist viel Vieh ertrunken. Auf der Hauptlinie der bengalischen Nordwestbahn ruht der Verkehr, da der Bahndamm an einer Stelle von den Gewässern durchbrochen und an einer anderen Stelle

von den Bauern zerstört worden ist, die den Wassermassen einen Ausflughweg öffnen wollten. Bei Allahabad steigen der Ganges und sein Nebenfluß Dschamma schnell und die Anwohner suchen Zuflucht auf höher gelegenen Gebieten.

Er lebte 8 Tage in der Gletscherspalte

Nach achttägigem Suchen ist eine französische Ausflügler aufgefunden, der vor acht Tagen bei einem Aufstieg in eine Gletscherspalte gestürzt war. Obgleich der Unglückliche acht Tage in Nacht und Eis verbringen mußte, war er noch am Leben und konnte geborgen werden. Mit erfrorenen Beinen wurde er in ein Krankenhaus nach Chamonix (Mont-blancgebiet) übergeführt. Er erklärte, daß er alle nach ihm ausgesandten Rettungskolonnen gehört habe, aber sie hätten seine Hilferufe nicht gehört.

Tragische Verletzungen

Ein Weinhändler aus Magensfurt fuhr am Samstag mit dem Werkmeister Lorenz auf eine Geschäftsreise. In der Nähe von Krumpendorf am Würther See wurde er, offenbar von seinem Begleiter, der selber verwundet ist, durch zwei Pistolenkugeln getötet und um 3000 Schilling beraubt. Es ist auch nicht ausgeschlossen, daß ein politischer Mord vorliegt. Der Mord hatte noch ein trauriges Nachspiel. Die Erhebungen in diesem Fall führte der Gendarmeriepostenkommandant Schläfli. Als er, mit seiner Arbeit beschäftigt, spät nachts noch nicht heimgekehrt war, ging seine fränke Frau in einem Anfall von Eifersuchtswahnsinn in den Keller, übergoß sich mit Benzin und Petroleum und zündete sich an. Der Gendarmeriebeamte fand sie bei seiner Heimkehr als Leiche vor.

Sie liebten sich beinahe tödlich...

Ein ungewöhnliches Duell fand dieser Tage in der Nähe von Neapel statt. Die Duellanten, eine Frau und ein Mann, die ihres schon seit Monaten durch ständigen Streit getriebenen Liebesverhältnisses überdrüssig waren, hatten beschlossen, durch ein Duell einen Schlußstrich unter ihre Beziehungen zu setzen. Als Waffe wählte das ungleiche Paar den Revolver, doch war der Ausgang ihres Vorhabens ganz anders, als man hätte erwarten sollen. Die Frau, wohl die bessere Schützin, verwundete ihren männlichen Kontrahenten lebensgefährlich, während sie selbst mit einem leichten Streifschuß an der Wange als Siegerin aus dem Kampfe hervorging.

Kleine Chronik

In Altirch (Elsas) sind in der Nacht zum Montag zwei Lagerhallen mit Bauholzbeständen im Werte von 2 Millionen Francs verbrannt.

Die in Kattowitz bei einem Gebirgssturz verschütteten drei Bergleute konnten geborgen werden. Die Rettungsmannschaften fanden die Verschütteten unverletzt vor. Sie sind dadurch dem Tode entgangen, daß sie im Augenblick des Gebirgsstalles in einen Stollenausbau flüchteten, der dem Erdstoß standhielt.

Infolge wolkenbruchartiger Regenfälle sind in den Bezirken Janow und Bilgoraj (Polen) mehrere Flüsse über ihre Ufer getreten und haben etliche Dörfer überflutet. In einem Weiler riß das Wasser ein Haus mit, wobei eine Frau und zwei Kinder ertrunken sind.

In Livorno (Italien) stürzte ein mit sechs Personen besetzter Privatkraftwagen in einen Kanal. Sämtliche Insassen wurden getötet.

Eine Flugveranstaltung in Kronstadt (Siebenbürgen) wurde durch einen tragischen Zwischenfall unterbrochen. Ein Flugzeug, das von Kapitän Hubert, dem Bobleigh-Weltmeister von der Wintersolympiade von 1933 gesteuert wurde, stürzte aus einer Höhe von 50 Metern ab. Hubert war sofort tot.

In Tampa (Florida) sprang ein Arbeiter in selbstmörderischer Absicht in ein großes Hornissennest. Unter großen Schmerzen starb er.

In Nordostforea entgleiste, wahrscheinlich infolge eines Anschlages, ein Personenzug. Der Zug stürzte die Böschung hinab in einen Fluß. Drei Personen fanden den Tod, 42 wurden verletzt.

Der heimatlose Odysseus

Ist nun seine Heimatinsel festgestellt? — Korfu, sagt Professor Hennig

Wieder einmal ist ein heftiger Meinungsstreit unter den Forschern und Gelehrten entbrannt über die Frage, welche unter den Jonischen Inseln nun eigentlich tatsächlich die Heimat des Odysseus, das homerische Ithaka gewesen sei. Neuerdings hört man öfter die Annahme, Ithaka sei gleich der kleinen unbedeutenden Insel Thaki; hier will man jetzt Ausgrabungen veranstalten, obgleich für

diese Annahme ist heute aufgegeben. Daß aber diese wichtigste, größte und für den Verkehr am besten geeignete aller Jonischen Inseln in der Odyssee unter irgendeinem Namen vorkommen muß, ist eigentlich selbstverständlich.

Diese Insel, so stellt Professor Hennig fest, liegt ziemlich weit nordwestlich von allen übrigen Jonischen Inseln, dicht am Festland, dem südlichen



Blick auf die Insel Korfu

Im Vordergrunde der ehemals Kaiser Wilhelm II. gebräute Besitz „Achilleion“, auf dem der Kaiser sein kulturhistorischen Studien trieb

diese Annahme bislang eigentlich nur die Namensähnlichkeit spricht.

Demgegenüber hält der Altmeister der deutschen Archäologie, Professor Dörpfeld, hartnäckig an seiner These fest, daß das alte Ithaka gleich der heutigen Insel Leukas sei.

Aber beide Thesen erregen mehr und mehr Bedenken, zumal die genannten Inseln in keiner Weise mit den eingehenden Schilderungen in Epos und Roman zu bringen sind, die Homer von seinem Ithaka entworfen hat.

Da tritt jetzt Professor Hennig auf den Plan. Er hat nach einer Insel Umschau gehalten, auf die Homers Beschreibung wirklich paßt, und ist zu dem Ergebnis gekommen, daß nur Korfu dieser Forderung entspricht. Früher wurde behauptet, Korfu müsse das Phäakenland gewesen sein; aber

Epirus benachbart, hat im Norden einen 914 Meter hohen, früher bewaldeten Berg, den Pantokrator, ist sonst allenthalben hügelig, so daß bis 1815 Pferde nicht verwendet wurden, ist ungemein fruchtbar, für Rinderzucht stellenweise geeignet, hat als einzige aller Jonischen Inseln zwei Bäche, die ständig Wasser führen, wurde ebendam von allen zwischen Griechenland und Italien verkehrenden Schiffen angefuert, kann von einem übers hohe Meer von Süden nahenden Schiff unbemerkt angelauten werden und weist zudem im Süden die Insel Kraxos auf, deren Hafen tatsächlich durch das vorgelagerte Inselchen Anaprazos so gestaltet ist, daß es von zwei Seiten, von Ost und Süd, angefuert werden kann. Die Uebereinstimmungen mit Homers Ithaka sind also in der Tat verblüffend zahlreich und geographisch absolut eindeutig.

HEUTE

müssen Sie Ihr Abonnement auf das Karlsruher Tagblatt bei der Post aber unbedingt erneuern, wenn keine unliebsame Unterbrechung in der Zustellung eintreten soll. Bedienen Sie sich bitte des nachstehenden Bestellscheins.

An das - POSTAMT - hier.

Bitte veranlassen Sie sofort, daß mir das Karlsruher Tagblatt auch im kommenden Monat zugestellt wird. Der Abonnementsbetrag kann bei mir erhoben werden.

Namen _____
 Ort _____
 str.Nr. _____

Kultur und Schrifttum

Die Sidzackwege führen an den Bergen in die Höhe, die geraden Wege schleichen in den Niederungen.

Burke, im Wiltfeber.

Vorgeschichte als wirksame Bildungskraft

„Der Nationalsozialismus ist eine Revolution weltanschaulichen Charakters“ (Adolf Hitler). Jedes neue Weltgefühl aber ist religiöser Natur, jede Erweckung beruht auf einem neuen religiösen Urerlebnis, das uns zwingt, die Welt und unser Sein und Werden mit anderen Augen, von neuen Wertungen her, aus einer neuen seelischen Haltung heraus anzusehen. Für den neuen Staat ist das Volkstum von entscheidender Bedeutung. Einseitige Gestaltung unserer Kultur aus den Lebensgesetzen unseres Volkes, bewußte Mitarbeit jedes einzelnen an der Volksgemeinschaft und Teilnahme an ihrer Kultur nach dem Maße seiner Fähigkeiten, gesunde Verwurzelung im Mutterboden der Vergangenheit, um kräftig in die Zukunft hineinzuwachsen zu können: das sind einige wesentliche Forderungen, die sich aus dieser seelischen Haltung ergeben. Die heute sehr lebendige Besinnung auf unsere Vorgeschichte im Zusammenhang mit der Rassenlehre ist also nicht Selbstzweck, sondern will zur wirksamen Kraft werden, die das Leben und die Zukunft unseres Volkes entscheidend mitgestaltet.

Die lawinengleich anwachsende Literatur über Rassenkunde und deutsche Vor- und Frühgeschichte aber entflammt zum großen Teil aus dem gleichen selbstsüchtigen Nationalismus, der auch noch vielfach in der Erziehung herrscht: man ist überzeugt, daß es ein gefährdetes wissenschaftliches Gut gibt, und man hält dieses an sich für so nützlich für jedermann, daß man es möglichst weiten Kreisen nahebringen will. Die Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschung und ihre Deutung aber fördern das organische Wachstum unseres Volkstums ebensowenig wie etwa wissenschaftliche Kritik und Erklärung der religiösen Ursachen und Urkunden dem religiösen Leben förderlich sind. Das Ergebnis ist zu meist in beiden Fällen Aufklärung und unfruchtbares Wissen. Wenn daher Behagel in seiner „Philippika „Außenleiter““ (S. 228) auf die Gaten und ihre Ungereimtheiten losschlägt, wenn Reichsminister Darré diese Außenleiter in „Sohn“ nimmt und verlangt, daß „das Meinungsüberheben, das unsere amtliche Wissenschaft hervorruft“, endlich geklärt werde (S. 227), so haben beide recht, aber sie treffen nicht das Wesentliche. Es handelt sich hier, wie überhaupt in der Geschichte, weniger um Richtigkeit und Wahrheit als um Macht und Wirkung. Was die wissenschaftliche Forschung eine unübersehbare Menge von Einzelerkenntnissen anhäufen, die vielfach wieder nur für den Fachgelehrten von Wert sind, für uns handelt es sich darum, zu verhindern, daß die Besinnung auf unsere Vorgeschichte zu einem unlebendigen Wissen um sie wird. Das Wort A. von Harnacks, daß nur die Wissenschaft ein Recht habe zu existieren, die ein Verdienst vorbereitet, gilt besonders für die Wissenschaft von unserer Vorgeschichte und für die Rassenlehre. Und das Verdienst der Außenleiter, auf die die beamtete Wissenschaft mit Abneigung und Verachtung blickt, scheint mir darin zu liegen, daß von ihnen häufig eine lebendigere Wirkung ausgeht als von den wissenschaftlichen Werken. Unter Umständen kann sogar ein fruchtbarer Irrtum wertvoller sein als eine unfruchtbarere Wahrheit, wenn es auch unser Bestreben sein muß, das „Nichtige“ auch zum Wirksamen zu machen. Dabei wollen wir jenes bittere Wort des Altmeisters der deutschen Vorgeschichtsforschung nicht vergessen, das Gustaf Kossinna auf Grund persönlicher Erfahrungen sprach: „Wo es sich um die Herabwürdigung älterer Stufen der eigenen nationalen Kultur handelt, waren es leider stets deutsche Gelehrte, die sich die Siegespalme gewannen“.

Wir müssen endlich begreifen, daß die Besinnung auf unsere Vergangenheit nicht etwa nur eine vorübergehende Modeerscheinung ist, sondern eine ursprüngliche, geschichtliche und geschichtsbildende Kraft, die uns zu strengster Selbstbesinnung zwingt und uns dadurch auf den Weg zu neuer Lebensgestaltung stößt. Die Rückbesinnung auf die Wurzeln unseres Daseins darf also nicht nur nicht in unlebendigem Wissen erstarrten, sie darf auch nicht dazu verleiten, daß man versucht, die Vergangenheit wieder lebendig zu machen, „um im vermeintlichen Warenfell aufs neue die Wanderung anzutreten“ (Adolf Hitler). Diese Rückbesinnung kann nur den Zweck haben, die Grundlage zu bilden für unser Weiterstreben in die Zukunft. Wenn wir erst einmal unsere Geschichte als den leidvollen Kampf des germanischen Menschen um seine Eigenart begriffen haben, dann werden wir mit atemloser Spannung die immer wieder gescheiterten Versuche der Volksgestaltung aus Blut und Boden verfolgen, um uns dann ohne schamvolle Uebersteigerung in den neu entbrannten Kampf um die endgültige Volksverdingung einzureihen.

Diesen Kampf werden wir führen, weil wir ihn aus innerer Notwendigkeit führen müssen und nicht etwa, weil er in der Vergangenheit schon einmal so oder ähnlich geführt wurde. Deshalb sind uns die Ergebnisse der Wissenschaft (und der Außenleiter!) zwar wertvolle Waffen in diesem Kampf, aber nicht ihre „Richtigkeit“ ist das letztlich Entscheidende, sondern die Art, wie sie aus unserer Bluterinnerung zu uns sprechen. Von hier

aus wird der wissenschaftliche Streit um Einzelheiten unserer Vor- und Frühgeschichte belanglos; die Frage etwa, ob die Weltanschauung der isländischen Sagas nur für die Nordgermanen oder für alle Germanen gültig war, ist uns unwesentlich gegenüber der Tatsache, daß wir uns ihr zutiefst verwandt fühlen. Wir werden in der Gestalt Karls des Großen nicht nur die negativen Seiten sehen, sondern auch seine Leistungen für das Zustandekommen des deutschen Staates anerkennen und bejahen. Der Umwertungsprozess in unserm Geschichtsbild aus der neuen seelischen Haltung heraus steht allerdings noch in den Anfängen. Wenn wir z. B. auch die Reformationslehre begreifen als den Aufstieg emporbrüllender Volkstums gegen die Herrschaft fremder Formen, also als ein Verbrechen der deutschen Volkswendung, dann wird auch eine Gestalt wie die Thomas Münzers eine neue und tiefe Bedeutung erhalten. Wenn Münzer schon zu Zweifeln mit sich im reinen war, daß die Kirchenreform zur nationalen Reformations erweitert werden müsse, wenn er (in seiner Altstedter Predigt z. B.) an innerer Freiheit weit den Durchschnitt der übrigen Reformatoren übertraf, wenn er durch sein heldisches Sterben sein Leben befestigt, so gehört ihm unsere Liebe, wird er uns zum Vorbild. Und das ist das Wesentliche: erst wo die Kenntnis zur Erkenntnis wird und aus Verehrung, Bewunderung und Liebe unserm inneren Wachstum seelische Nahrung zufließt, können die Ergebnisse der Vorgeschichte wirksame Bildungskräfte werden. Speer.

Neue Erfindungen und Entdeckungen

Zucker aus Wasser. Dem englischen Forscher Baly ist ein Versuch gelungen, der vielleicht weittragende wirtschaftliche Bedeutung haben kann. Es gelang ihm, aus Wasser Zucker zu gewinnen. Ultraviolette Strahlen verwandelten die Kohlenäure, die aus dem Wasser stammte, in Zucker. Es war Baly bereits früher gelungen, auf die gleiche Weise aus Wasser Formaldehyd herzustellen.

namentlich in Süddeutschland sehr stark vertreten. Die Menschen dieser Rasse sind durchschnittlich verhältnismäßig klein und gedrungen gebaut; der Schädel ist rund und kurz, die Stirn relativ niedrig, die Nase klein, die Haut ziemlich dunkel. Ihre seelischen Eigenschaften ließen sich schlagwortartig zusammenfassen: lebhafte und behäbige, starke Familieninnigkeit, fleißig und sparsam, harter Erwerbssinn (nicht selten allzu „geschäftstüchtig“) und im ganzen sehr für das Eingekommene, was der Franzose als „Rentnerglück“ bezeichnet.

Neben den bisher erwähnten vier Rassen, aus denen sich unser Volk in der Hauptsache zusammensetzt, sind noch zwei weitere Rassen in einem zahlenmäßig nur geringen Maß in Deutschland vertreten: die ostbaltische Rasse (sie ist der ostischen sehr ähnlich und findet sich vor allem in Ostpreußen) und die westliche (mittelbaltische) Rasse, die zwar den romanischen Rassen völlig ihren Stempel andrückt, in Deutschland aber nur im Rhein- und Moselgebiet — und auch dort nur sehr selten — zu finden ist.

Wann ist Rassenmischung gefährlich?

Die Mischung der von uns erwähnten europäischen Unterassen ist natürlich in keiner Richtung bedenklich — sie ist ja auch seit sehr langer Zeit fast ununterbrochen erfolgt. Für die Ausprägung der deutschen Kultur sind sogar verschiedene Mischungen dieser Unterassen sehr wichtig gewesen. Besonders gilt das für Mischungen der nordischen und baltischen Rasse mit Angehörigen der dinarischen und ostischen Rasse; die bei den letztgenannten Rassen an sich nicht allzu große geistige und künstlerische Produktivität wird durch die Mischung mit der nordischen Rasse sehr gefördert. Ganz anders liegen die Dinge aber, wenn es sich nicht um Mischungen der einander eng verwandten europäischen Unterassen, sondern um Verbindungen zweier völlig verschiedener Rassen (etwa der nordischen und der mongolischen Rasse) handelt. Eine solche Mischung pflegt häufig dazu zu führen, daß sich die schlechten Eigenschaften beider Rassen in den aus solchen Ehen hervorgegangenen Kindern vereinigen; die Mischlinge (denken wir etwa an die Mestizen Südamerikas) haben in der ganzen Welt einen sehr schlechten Ruf.

Die Rassenpflege des Nationalsozialismus setzt sich daher mit aller Energie dafür ein, daß der Rassenbestand des deutschen Volkes in Zukunft rein gehalten und nicht durch Vermischung mit Angehörigen fremder (nichtarischer) Rassen verschlechtert wird. Wenn sich der Nationalsozialismus im Rahmen dieser Bestrebungen mit besonderer Schärfe gegen die Ehen von Arien mit Juden wendet, so muß auch der objektiv urteilende Jude selbst zugeben, daß die Mischung zwischen Arien und Juden für beide Teile Gefahren mit sich bringt, die aus der inneren und äußeren Verschiedenheit der beiden Rassen mit Notwendigkeit zu folgern sind. Rein biologisch drückt sich diese Tatsache allein schon in den Geburtenziffern der arisch-jüdischen Mischlinge aus. Nach einer vom Staatlichen Reichsamt veröffentlichen Untersuchung kamen beispielsweise in den Jahren 1920—1926 in Preußen auf je 100 Geburten zwischen evangelischen Partnern 195 Kinder und auf die jüdisch-christlichen Mischlinge nur 58 Kinder! Diese Ziffern (die nur Vergleichsziffern sind und nicht etwa die durchschnittliche Kinderzahl je Ehe wiedergeben) kennzeichnen die graduellen Unterschiede zwischen den arischen und arisch-jüdischen Ehen in bezug auf die Kinderzahl wohl deutlich genug. Dr. B. Sievert.

Volk und Rasse

Die Rassen des deutschen Volkes — Wann ist Rassenmischung gefährlich?

Wir erinnern uns von der Schule her, daß man die Menschen nach Hautfarbe, Körper- und geistlichen Eigenschaften usw. in verschiedene Gruppen einteilt, die Rassen genannt werden. Man teilt heute die Menschen in drei große Gruppen der „Europäiden“, „Negriden“ und „Mongoloiden“ ein. Das im Zusammenhang mit der Frage der rassistischen Zugehörigkeit eines Menschen so viel genannte Wort „Arier“ ist dadurch entstanden, daß sich die indogermanischen Bewohner Vorderindiens und Perziens als „Arier“, das heißt als „Herren“ bezeichneten, im Gegensatz zu den Völkern anderer Rasse, die sie „Dasa“ (Sklaven, auch Feinde) nannten. Heute versteht man unter einem Arier einen Menschen, der einer jener Rassen angehört, die den Grundbestandteil der europäischen Rassen (mit indogermanischen Sprachen) bilden. Die Bezeichnung „Arier“ soll den Gegensatz zu den nichtarischen, den nichtindogermanischen Rassen bezeichnen, vor allem aber den Gegensatz zu den orientalischen und den farbigen Rassen. Ein Arier kann also ebenloger ein Deutscher wie ein Franzose, Pole oder Italiener sein.

Wer ist reinarisch?

Wir müssen uns darüber klar sein, daß die Begriffe „Volk“ und „Rasse“ grundsätzlich voneinander unterschieden werden müssen; nur ganz wenige unbedeutende Volkstämme der Erde sind wirklich „reinarisch“, während alle großen Völker Gemische von verschiedenen Rassen darstellen. Man kann daher einem Menschen nur selten ohne weiteres ansehen, zu welcher Unterasse er gehört; das läßt sich infolge der starken Durchmischung der einzelnen Rassen meist nur durch sehr gründliche wissenschaftliche Untersuchungen (Messungen usw.) feststellen. Entscheidend für ein Volk ist die Art der an der Mischung beteiligten Rassen und ihre Verteilung im Volkskörper. Von dem Ueberwiegen der einen oder anderen Rasse hängt das Schicksal eines Volkes weit mehr ab als von den scheinbar oft viel wichtigeren äußeren, z. B. kriegerischen Einwirkungen.

Die deutschen Rassen

Von den sechs Rassen, die am Aufbau des deutschen Volkstums beteiligt sind, ist als wichtigste zunächst die nordische Rasse zu nennen. Innerhalb Deutschlands findet sie sich vor

allen an den Küstensaumen der Nord- und Ostsee, außerdem ist sie über große Teile Norddeutschlands verbreitet, entsetzt jedoch ihre Ausläufer auch nach dem gesamten übrigen Deutschland, wo sie namentlich unter den abgaben- und fürstlichen Familien, aber auch sonst gerade unter den führenden Schichten eine wichtige Rolle spielt. Die körperlichen Merkmale der nordischen Rasse sind folgende: hochgewachsen, dreieckförmig, schmaltätig, Schädel und Gesicht sind lang und schmal, Haare meist blond, helle Hautfarbe und blaue oder blaugraue Augen.

Von den seelischen Eigenschaften des nordischen Menschen erwähnt der bekannte Rassenforscher Prof. Günther namentlich Aktivität und Tatkraft, Zähigkeit, Machtvolle und Herrschergeist, kriegerische und heroische Gesinnung. Zusammenfassend kann man den Vertreter der nordischen Rasse als „Leistungstyp“ bezeichnen; er ist der geborene Eroberer und hat seit den Tagen der Völkerwanderung bis heute stets einen besonders wertvollen Anteil innerhalb des deutschen Volkes gestellt.

Eine gewisse Ähnlichkeit mit der nordischen besitzt die fälische Rasse. Die Angehörigen dieses Menschentyps kommen am reichsten und verhältnismäßig am häufigsten in Westfalen, aber auch im ganzen Norden Deutschlands vor. Sie sind außerordentlich hochgewachsen, massiv und kräftig gebaut, ihr Gesicht fällt durch den breiten Unterkiefer und ein stark ausgeprägtes Kinn auf. Die fälische Rasse spielt in der Geschichte unseres Volkes eine sehr bedeutende Rolle: Männer wie Bismarck und Hindenburg gehören zu ihren größten Vertretern.

Die dinarische Rasse findet sich innerhalb Deutschlands vor allem im Alpengebiet, sie erstreckt ihre Ausläufer aber auch weit hinein nach Süd- und Mitteldeutschland. Körperlich ähneln die Dinarier in manchen Punkten der nordischen Rasse: sie sind meist hochgewachsen und weisen schmale und hohe Schädelbildung auf. Typisch für die dinarischen Menschen ist die stark betonte Ober- oder Habichtsnase; Haare und Augen sind meist dunkel. Die Angehörigen der dinarischen Rasse pflegen zwar gutmütig, im Zorn aber sehr rauflustig zu sein — sie sind tapere und vorzügliche Soldaten, Heimattreue, zuverlässig und ausdauernd.

Die ostische Rasse ist in den östlichen Provinzen (Schlesien), aber auch in Mittel- und

änderungen, und das Salzgleichgewicht des Körpers wird umgestellt.

Alle diese Kuren haben natürlich den Zweck, den Menschen gesund zu machen. Zunächst erscheinen sie aber, eben wegen der künstlichen Eingriffe in den Organismus, als Strapaze. Erst wenn der Körper selbst auf der neuen Grundlage zu arbeiten anfängt und von sich aus zur Neugestaltung des ganzen Menschen beiträgt, wird die Wirkung der Kur vollständig sein. Zu dieser Körperarbeit pflegt es aber während der Kur selbst kaum zu kommen. Da muß die Natur helfen eingreifen. Sie gibt dem sich erholenden und gesundenden Körper Zeit, die natürlichen Seilkräfte wirken zu lassen und die volle Leistungsfähigkeit und Frische wiederzuerlangen. Eine Nachkur ist also kein Luxus, den sich nur vermögende Menschen leisten können, sie ist im Hinblick auf das Gelingen der Kur eine Notwendigkeit, ist sozusagen das Tüpfelchen auf dem i. Wer es also irgend ermöglichen kann, zwischen den Anstrengungen einer Kur und dem neuen Arbeitsbeginn eine kleine Pause einzuschalten, der gönne sich eine Nachkur in einem deutschen Kurort. Keine andere Zeit als die jetzige, die Nachsaison, ist dazu so geeignet.

Welche Rolle spielt die Milch im menschlichen Organismus?

Welchen Zweck die Milch dient, war bisher noch mehr oder weniger ein Geheimnis. Merkwürdig ist die Tatsache, daß nach ihrer operativen Entfernung nur geringe Ausfallerscheinungen auftreten. Dabei muß ein so großes Organ unbedingt eine wichtige Aufgabe erfüllen, da der

menschliche Organismus gemeinhin nichts Anzügliches duldet. Wie Dr. Erwin Schliephake in „Forschungen und Fortschritte“ berichtet, wußte man bisher mit Sicherheit nur, daß die Milch als eine Art von Blutbehälter und Blutklosette wirkt; sie speichert einen Teil des Blutes auf und entzieht ihm dem eigentlichen Kreislauf, um ihn bei starker Inanspruchnahme des Körpers als Vorrat wieder einfließen zu lassen.

Nach neueren Forschungen wirkt die Milch regelnd auf bestimmte Organfunktionen ein. Außerdem beeinflusst sie die Empfänglichkeit auf bestimmte Reize. Diese Tätigkeit der Milch konnte erst näher untersucht werden, seitdem man einen bestimmten Stoff, das sogenannte Prosopin, aus ihr gewonnen hatte. Versuche ergaben, daß die Säurewerte bei Patienten mit zu geringem Gehalt an Magensäure gesteigert, bei solchen mit zu großem Gehalt an Magensäure gesenkt wurden, wenn man die Einwirkung von Prosopin vornahm. Auch auf den Zucker- und Cholesterin- und Blutzucker hatte das Prosopin einen steigenden oder verminderten Einfluß. Noch wichtiger ist die Wirkung der Milch auf die unmittelbare Abwehr eingetragener Krankheitserreger. Bekanntlich kämpft der Organismus dadurch gegen die Krankheitserreger, daß die weißen Blutkörperchen sich auf die Eindringlinge stürzen und sie aufessen. Wird einem Menschen Prosopin eingegeben, so steigt die Freiheitskraft der weißen Blutkörperchen um 50 bis 60 Prozent. Ergänzt werden diese Versuche durch die klinische Erfahrung, daß Patienten, bei denen die Milch entfernt worden ist, besonders geringen Widerstand zum Bei-

spiel gegen die Erreger der Lungenentzündung haben.

Die Rolle, die die Milch im Körper spielt, ist also wesentlich größer, als bisher angenommen wurde. Daß man so lange nichts von diesen wichtigen Funktionen wußte, liegt daran, daß die Milch eben nur im Krankenstadium oder dann, wenn eine Störung des Stoffwechsels droht, in Tätigkeit tritt.

Ist der Genuß von Weineffig schädlich?

Fast überall besteht ein Vorurteil gegen die Wirkung des Essigs auf die Gesundheit. Es wird erzählt, daß jeder Tropfen Essig den Körper drei Tropfen Blut kosten soll. Diese Ansicht ist, wie die Versuche von Professor Widel, Berlin, ergeben haben, vollkommen irrig. Professor Widel hat die Wirkung von Essig mit der von Zitronensaft verglichen. Wird der Essiggebrauch in den üblichen Grenzen gehalten, so ist er in keiner Weise schädigend für Blut oder Nieren, da diese Essigmenge im Körper vollständig veratmet wird. Sogar die zwei- bis dreifache Menge kann der Körper ohne Schädigung aufnehmen. Wird aber der Essiggebrauch übertrieben, dann kann er allerdings Blutarmut zur Folge haben. Das würde aber auch der Fall sein, wenn man zuviel Zitronensaft trinkt. Nur bei besonderen Magenkrankheiten ist der Genuß von Zitronen vorzuziehen. Ein gesunder Mensch kann sich seinem persönlichen Geschmack entsprechend zwischen Essig und Zitronensaft entscheiden. Man darf aber wohl darauf hinweisen, daß Weineffig im Inland produziert, die Zitronen aber aus dem Ausland eingeführt wird.

Was gibt es Neues in der Medizin?

Der gesundheitliche Wert der Nachkur

Viele Reisende und Erholungssuchende glauben, es genüge vollständig, sich einer Kur mit Soolbädern, heißen Thermen oder radiumhaltigen Quellen zu unterziehen, um dann wieder frisch und gestärkt die Arbeit aufnehmen zu können. Eine Kur, die wirksam sein soll, greift aber den ganzen Organismus in ermüdender Weise an, selbst wenn sie nur der Heilung eines Organs dienen soll. Es ist ja schließlich nicht so, daß der ganze Mensch umgewandelt wird, weil das kranke Organ gesundet, sondern mit dem Körper erholt sich auch das kranke Organ. Eine solche Gesamtumstellung strengt aber sehr an. Hat doch die Wissenschaft jetzt ergeben, daß zum Beispiel eine Trinkkur eine sogenannte Transmineralisation bedingt, das heißt der Mineralhaushalt des Körpers wird vollständig umgestellt. Die körperliche und nervöse Sphäre werden gleichzeitig angegriffen, worunter auch das persönliche Gesundheitsleben zu leiden hat. Baderkuren schaffen ganz andere Verhältnisse für den Kreislauf und den Stoffwechsel. Die Bädungen und Bäder der Moorquellen erzeugen in vielen Fällen eine Uebererwärmung des Körpers. Der hormonale Haushalt des Organismus erleidet tiefgehende Ver-

Aus der Landeshauptstadt

Die Hausglocke

Sie ist der metallene Mund, durch den sich der Draußenstehende vernehmbar macht. Die mechanische Stimme eines Wartenden, der Einlaß begehrt, oder, indem er sie erhebt und sich gleich wieder entfernt, befunden will, daß eine Sendung, eine Lieferung des Angerufenen harrt, um von ihm durch ein bloßes Öffnen der Tür entgegengenommen zu werden. Aber damit ist nur ein äußerer Vorgang gekennzeichnet. Denn auch Hausglocken haben, wie ihre großen Schwestern in luftiger Höhe der Kirchtürme, ihre Eigenart, ihren Persönlichkeitswert, eine Seele sozusagen. Mit jenem beträchtlichen Unterschied allerdings, der beispielsweise eine Wildglocke von der zahmen Hausglocke trennt: ihre Lebensäußerungen haben sich längst den menschlichen Beschäftigten angepaßt, sind mütig und resigniert geworden.

Deswegen hat sie sich, die Hausglocke, doch ihr Eigenleben benahmt. Oder ist das Klavier, weil es einem Gelehrten der Mechanik gehorcht, nun etwa unfähig eines feineren Empfindens? Mit nichten — solange der Blutstrom der menschlichen Hand die Tasten berührt, und ihnen von der Seele dessen, der sie in Bewegung setzt, eine Ahnung vermittelt. Der Rhythmus, in dem beide: die Glocke und die Metalltaste, schwingen, die Lautstärke, mit der sie ertönen, sind so verschieden wie ihr Anlaß und das Temperament der Mensch.

Mit besserer Stimme und gleich zweimal hintereinander klingt das Zeichen des Briefträgers. Als könne er nicht schnell genug seine leichte Last abgeben. Oder er unterläßt das Klingeln ganz und gar, wenn Drucksachen oder offensichtliche Zahlungsmittel überwiegen. Denn dafür hat er einen gefährlichen Blick.

Klanggezoogen läßt die Glocke durchs Haus, wenn sie die schwere Hand des Kohlenfuhrmanns bedient. Selbst das artigste Schöpfungsgesicht fängt an zu wellen, ja die Kasse hinter dem Ofen knurrt vernehmlich bei solchem Sturmzeichen.

Wieviel sanfter weiß die Zeitungsfrau das Glockeninstrument zu spielen — wieviel zarter überhaupte jede Frauenhand! Ob das mit der Uhr ihre Rauten zusammenhängt? Denn ob wir aus ihr die Zeitung, ein Mißionsblattchen oder das fertige Abendkleid für die Dame des Hauses entgegennehmen: stets geschieht es mit einer echt weiblichen Discretion, das Klängen wie das Liebergeben.

Nur wenn Rechnungen gegen sofortige Kasse zu präsentieren sind, bleibt es sich gleich, ob eine Frauen- oder Männerhand die Glocke läutet. Der bestimmte Nachdruck, mit dem auf Zahlung bestanden wird, setzt sich unerschütterlich in einem ebenso energischen Druck auf den Klingelknopf um. Von dem Grad unferes Schuldbewußtseins hängt es dann ab, ob wir dem Einlaßbegehren sofort, mit einiger Verzögerung oder gar nicht entsprechen.

Häufiger und Bettler erkennt man nicht weniger leicht an der Art ihres Klätterns. Kurz und abgerissen hört es sich an, als wollten sie den ersten, die Stille schredenden Laut nachträglich noch dämpfen: verächtliche Bittsteller und häufig Abgenutzte, die sie sind.

Mitglieder und Freunde der Familie haben ihr verträgliches Glockenzeichen. Je älter und würdiger, desto knapper. Nur die Jungen dürfen es sich leisten, ein vielverzweigtes Klingelsystem zu haben oder vielmehr: minutenlang, ohne alles System Alarm zu läuten. Und selten läutet ein solch vereinbartes Erkennungszeichen, das allen innerhalb der Familie vertraut ist wie die Stimme, wie der Schritt, die zu dem einzelnen gehören.

B. ger.

Aus Beruf und Familie

Hohes Alter. Heute, Dienstag, 28. August, begeht der älteste Postkassierer, Georg Adam Nagel, hier, Augartenstr. 73, seinen 91. Geburtstag.

Schutz den nationalen Symbolen

Eine Mahnung an die Firmen

In nicht allzu großen Abständen erscheint im Reichsanzeiger eine Liste von Gebrauchsgegenständen aller Art, die nicht in den Verkehr gebracht werden dürfen, weil bei ihnen ein Mißbrauch der nationalen Symbole vorliegt.

Die Verwendung von nationalen Symbolen ist bekanntlich nicht zulässig, wenn der Gegenstand selbst oder seine Bestimmung eine innere Beziehung zu den Symbolen nicht hat. Oft muß ein Verbot erfolgen, weil die Ausföhrung so minderwertig oder geschmacklos ist, daß darin eine Verletzung nationaler Symbole zu erblicken ist. Solche verbotenen Gegenstände sind nach dem Gesetz entwidigungslos einzuziehen. Das bedeutet für den in Frage kommenden Fabrikanten oder Gewerbetreibenden einen schweren Verlust. Das Bayerische Wirtschaftsministerium weist daher die in Betracht kommenden Firmen darauf hin, daß alle Industrie- und Handelskammern Gutachterauschüsse gebildet haben, die sich damit befassen, ob in den vorgelegten Fällen ein Mißbrauch der nationalen Symbole vorliegt. Diese Gutachten müssen vor der Herstellung der Gegenstände eingeholt werden, so daß unnötige Herstellungskosten vermieden werden. Diese Gutachten, so wird in dem bayerischen Erlaß betont, bieten zwar nicht unbedingt die Gewähr, daß ein neu entworfener Verkaufsartikel von den Behörden nicht beanstandet wird, wenn er einmal in den geschäftlichen Verkehr kommt. Doch ist die Wahrscheinlichkeit hierfür groß, da diese Gutachterauschüsse auch für die amtlichen Stellen Verfügungen abgeben, die im geschäftlichen Verkehr verwertet werden.

Es wird daher allen Firmen dringend empfohlen, vor Beginn der Massenherstellung eines Gegenstandes erwählter Art das Gutachten des Ausschusses einzuziehen. Sie ersparen dadurch in vielen Fällen unnötige

Material- und Arbeitskosten. Bei nationale Symbole verwenden sollte, habe die moralische und gesetzliche Verpflichtung, dies in künstlerisch und geschmacklich einwandfreier Weise zu tun.

Karlsruhe — die 35. Stadt Deutschlands

Vergleichsergebnisse der letzten Volkszählung

Die Volkszählung vom Juni 1933 war nach einer achtjährigen Pause die Bestandsaufnahme aller Volks- und Wirtschaftskräfte zu Beginn eines Zeitabschnittes politischer und wirtschaftlicher Neugestaltung. Den Ergebnissen dieser Inventur kommt daher auch eine besonders große Bedeutung zu. Einmal im Hinblick darauf, daß seit 8 Jahren eine derartige Bestandsaufnahme nicht mehr erfolgt war; zum andern im Hinblick auf die Zukunft. Denn die Ergebnisse dieser Volks-, Berufs- und Betriebszählung legen in ganz nüchternen Weise dar, wie die Verhältnisse des Deutschen Reiches waren, als der Nationalsozialismus begann, auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens eine tiefgreifende Umgestaltung durchzuführen.

Die mit der Aufarbeitung der Ergebnisse der Volks-, Berufs- und Betriebszählung vom 16. Juni 1933 beauftragten Stellen haben an Hand dieser Ergebnisse ein sehr eingehendes Gemeindeverzeichnis aufstellen können, in dem jede deutsche Stadt, jede deutsche Gemeinde erscheint. Die Städte des Deutschen Reiches sind dabei nach ihren Einwohnerzahlen eingeordnet worden. Die Volkszählung vom 16. Juni 1933 hat ermittelt, daß in der

Stadt Karlsruhe 154 902 Menschen wohnen. Gegenüber der letzten Volkszählung (1925) hat die Wohnbevölkerung Karlsruhes um 6839 zugenommen. Mit der am 16. Juni 1933 ermittelten Wohnbevölkerung steht die Stadt Karlsruhe unter den Städten des Deutschen Reiches hinsichtlich ihrer Bevölkerungszahl an 35. Stelle. Von großem Interesse ist dabei ein Vergleich mit den Städten, deren Bevölkerungsziffern ähnlich groß sind wie die der badischen Landeshauptstadt. Wir geben

nachstehend eine entsprechende Uebersicht, welche die beiden nächst kleineren und nächst größeren Städte verzeichnet:

Die Stadt Wiesbaden ist mit 150 732 Einwohnern Deutschlands 33. Stadt; Braunschweig mit 150 840 Einwohnern die 34. Stadt; Karlsruhe mit 154 902 Einwohnern die 35. Stadt; Gagen mit 148 426 Einwohnern die 36. Stadt; Erfurt mit 144 892 Einwohnern die 37. Stadt.

Für das Deutsche Reich hat die Volkszählung 1933 ergeben, daß die Wohnbevölkerung Deutschlands ohne Saargebiet 65,2 Millionen Menschen zählt.

Rechnet man die 830 000 Saarländer hinzu, so hat das Deutsche Reich eine Gesamtbevölkerung von 66 Millionen.

Das sind 2,8 Millionen mehr als 1925, aber rund 1,8 Millionen weniger, als bei Ausbruch des Krieges das Deutsche Reich auf dem Vorkriegsgebiet zählte.

Die männliche Bevölkerung Deutschlands hat im Zeitabschnitt 1925 bis 1933 erheblich stärker zugenommen als die weibliche. Während in diesen acht Jahren die männliche Bevölkerung um 1 465 557 zugenommen hat, ist die Zahl der weiblichen Bevölkerung nur um 1 312 450 gestiegen. Der Frauenüberschuß, dessen Ursache insbesondere der Weltkrieg ist, geht allmählich zurück. Die Tatsache, daß in dem Zeitabschnitt von 1925 bis 1933 172 000 Männer und 92 000 Frauen ausgewandert sind, wirkt allerdings dem Rückgang des Frauenüberschusses entgegen. Die Ergebnisse der Volkszählung 1933 werden im Vergleich mit denen der Zukunft die Erfolge nationalsozialistischer Bevölkerungspolitik zeigen.

Die 300 Wünsche der Karlsruher:

Nochmals: Rappentwört / Pilzkunde Staats theater

Nachdem an dieser Stelle vor einiger Zeit auf gewisse Unannehmlichkeiten der **Bewegverhältnisse im Strandbad Rappentwört**

hingewiesen worden war, schien es zuerst, als ob eine tatkräftige Abhilfe für die erwünschte Pflege eintreten würde. Zwar wurden die Wege vom Steinweg abgekehrt, jedoch viel wurde nicht unternommen. Ich möchte nun dem berechtigten Wunsch Ausdruck geben, daß im nächsten Jahre sämtliche Wege so beschaffen sind, daß auch die Barfußgänger zu ihrem Recht kommen. Denn es ist nicht jedermanns Sache, in Schuhen zu schwimmen oder diese irgendwo am Strand auf gut Glück zu deponieren.

K. J.

Unternimmt man einen Spaziergang in unsere schöne Umgebung und kreist beispielsweise durch die herrlichen Wäldchen im Altal, so wird der Kenner durch die große Anzahl und

reichliche Mengen von wertvollen Pilzen erfreut. Doch zeigt es sich dabei immer wieder, daß die Pilzkenntnis bei uns Karlsruhern gerade bescheiden gering ist. Wie häufig findet man herrliche Exemplare von Steinpilzen oder anderer bekannten Arten abgeschlagen und zertrampelt. Es wäre doch wünschenswert, wenn eine gewinnbringende und abwechslungsreiche Beschäftigung, sich mit der Materie vertraut zu machen und Pilze zu sammeln. Ich denke hierbei vor allem an Erwerbstätige oder Pensionäre, die auch die Pilze auf Vorrat trocknen lassen könnten. Das gibt

eine prächtige Suppe für den Winter! (getrocknete Steinpilze). Es gibt kaum ein interessanteres Gebiet in unserer einheimischen Flora, das so viel Freude und Genuß im wahren Sinne des Wortes vermittelt, wie das der Pilze. Auch in den Schulen müßte noch viel mehr für Pilzkunde getan werden, um die Jugend mit der Natur zusammenzuführen. Handelt es sich doch nicht zuletzt auch um eine nicht zu unterschätzende ökonomische Angelegenheit und für den Haushalt einer Stadtgemeinde bedeutungsvolle Nahrungsfrage.

L. K.

Dieser Tage ging durch die Presse ein Bericht des Bad. Staatstheaters, wonach während der Ferien allerhand gearbeitet und an Neuem eingeführt wurde und noch wird. Es betrifft hauptsächlich technische und mehr innertheaterliche Dinge. Als Einleider der Theaterwünsche, die eine reifliche glatte Planung des Theaterplatzes und Vereinfachung des großartigen, spitzigen Wägebales sowie die Einrichtung eines Rauchzimmers zum Gegenstand hatten, möchte ich bei dieser Gelegenheit nochmals auf die angeführten Punkte verweisen, indem es gestattet sei, der sicheren Erwartung Ausdruck zu verleihen, daß hier endlich etwas Positives unternommen wird. Gerade die Spätherbsttage mit ihrem stürmischen, nachkalten Wetter machen in den Parken das Verlassen des Gebäudes fast unmöglich, so daß den zahlreichen Rauchern der Genuß einer Zigarette zwischen den Akten vergällt wird. Also wir wollen mal abwarten!

K. J.

Iffezheimer internationale Rennwoche

Zum Zukunftrennen — Vorschau für Dienstag

Der Dienstag, der zweite Tag der Badener Rennwoche, gipfelt im Zukunftrennen über 1200 Meter. Die Zweijährigen sind hier unter sich. Der Name des Rennens sagt schon, um was es sich hier handelt: die Zweijährigen geben gewissermaßen ihre Generalprobe ab zu Konfirmierung einer Chance für das Derby. Wie im vergangenen Jahr, wo der Weinberger Pelopidas den Franzosen Astronomer und Agalire klar hinter sich ließ, nehmen auch diesmal wieder sechs Pferde den Kampf um die 1400-Mark-Prämie auf, und zwar: **Sturmvogel** (W. Printen), **Contessina** (C. Vöhlke), **Aufionius** (?), **Valparesio** (Zehmfisch), **Artischode** (C. Grabich) und **Town Gossip** (C. Herber). Ueber den Franzosen hört man in Iffezheim sehr viel Gutes, doch glauben wir kaum, daß der Ausländer gegen die reiflos versammelte deutsche Elite bestehen könne und es ihm genau so ergehen wird wie vor Jahresfrist Astronomer, wenn er überhaupt auf einen vorderen Platz kommt.

Nach Gesamtform steht die vornehm gezogene Contessina aus der Cleander-Contessa Maddalena klar zum Sieg. Die Stute kam in diesem Jahr zweimal an die Luft und konnte einmal Viehhaft, das anderemal Artischode

sicher hinter sich lassen. Nach dieser Rechnung hat auch der Weinberger Aufionius keine Siegfance gegen Contessina, denn Aufionius wurde von der Frankfurter Landgrafenerennen bereits von der Gradier geschlagen. Valparesio zeigte sich zuletzt von einer guten Seite, tritt aber ebenfalls nur als Außenreiter auf. Bleibt noch Sturmvogel. Der Schlanderhaner geht ganz groß in der Arbeit und hat bestimmt noch nicht die Grenzen seines Könnens erreicht. Leider kam Sturmvogel am Sonntag bei der Morgenarbeit mit Otto Schmidt zu Fall, doch ist der Hengst glimpflich davongekommen, während sein Reiter einen Schädelbruch erlitt. Wir sehen jedenfalls im Sturmvogel den gefährlichsten Gegner von Contessina, und würden uns nicht wundern, wenn der Hengst hier bereits seine zweifellos große Klasse durch einen Sieg erlärten würde.

- Unsere Voraussetzungen:**
1. Rennen: **Souris d'Hotel** — Fichtemadel
 2. Rennen: **Esro** — Airolo
 3. Rennen: **Bladuct** — Zi
 4. Rennen: **Contessina** — Sturmvogel
 5. Rennen: **Gravor** — Ruffertnabe
 6. Rennen: **Stragan** — Georgia.

Städtisches Konzerthaus

Bunter Abend

Auch der Zweitausgabe ihres **Bunten Abends** hat die Sommeroperette eine sehr wirksame Fassade mitgegeben. Wieder ist ein lustiger Wettbewerb so ziemlich des ganzen Ensembles, und Rudolf Schmittner, der neue Anführer, braucht das Publikum kaum einmal um Nachsicht und etwas Freundlichkeit bitten; es kommt von selbst schnell in die richtige Stimmung und tut sich bei den Neuerungen seines Dankesgefühlts keinerlei Zwang an.

Freilich ein „Bunter Abend“, der volle drei Stunden dauern muß, das ist ein bißchen lang, und es läuft wohl auch weniger Gutes mit, vielleicht sogar in der raffinierten Absicht, daß es dann das Bessere und Beste um so mehr in seiner Wirkung stärkt. Doch wie dem auch sei, das Zuschauen und Zuhören macht viel Spaß, und ist das Programm erst in voller Fahrt und frischeres Tempo angelauten, so bewirkt das amüsante Drum und Dran, das sich ein improvisierter Abend immer bietet, auf jeden Fall, daß das Dabeigewesene keineswegs zu den unangenehmsten Beschäftigungen zählt.

Aus der abwechslungsreichen Vortragsfolge seien diesmal zunächst die hübschen Tanzsairls genannt, die mit und ohne Efriede Kuhlmann ihre Sache so nett machen. Gleich neben ihnen dürfen aber auch alle solistisch Mitwirkenden erwähnt werden; gefälligst beteiligt sind da Martha Sabak und Wilhelm Kreienien, Hilde Hellmuth und Leo Macher, Sondertob und Sonderbeifall verdient sich Betty Brenlen; mit einer lokaljugendschnittem, humorgewirzten Nummer wartet das Trio der Herren Karlheinz Pöser, Rudolf Schmittner und Alfred Kunzsch auf. Nicht zu vergessen ist endlich Bruno Seubert in seiner sabelhaften Grotesk-Szene sowohl wie in dem Stetich „Das Zimmer seiner Hobeit“, der die Lachmuskeln nochmals in beständige Tätigkeit setzt. In Orchesterleitung und Begleitung teilen sich außerdem aufs Unterhaltsamste Hugo Venzender und Wilhelm Sauter.

H. Sch.

Stunde der jungen Nation vorverlegt

Die Stunde der jungen Nation findet in dieser Woche am Mittwoch von 20—20.30 Uhr statt, nicht, wie ursprünglich vorgesehen, von 20.35 bis 21.25 Uhr statt. Im Rahmen dieser Sendung spricht der Reichsjugendführer **Walbur von Schirach** von 20—20.10 Uhr zur deutschen Elternschaft.

Der Abteilungsleiter Rundfunk der Reichsjugendführung ordnet hierzu an: Für die Sendung „Stunde der jungen Nation“ ordne ich hiermit **Gemeinschaftsmpfang** für die gesamte Hitlerjugend an. Besondere Anordnungen ergeben wegen der Kürze der Zeit nicht. Die Abteilungsleiter R sowie die Formationsführer setzen sich nach Möglichkeit mit den Funkwarten der R.D. in Verbindung, um einen möglichst geschlossenen Empfang zu garantieren. Es darf keinen Hitlerjugenden und kein WdM-Mädel geben, das am Mittwoch nicht den Reichsjugendführer hört.

Unterstützung des Baues von Radfahrwegen

Die bisherige Abteilung „Radfahrwegbau“ im Deutschen Radfahrerverband ist durch eine wesentliche Erweiterung ihrer Grundlagen in die „Reichsgemeinschaft für Radfahrwegbau e. V.“ umgewandelt worden. Zu ihrem Vorstand ist, wie das RfD, meldet, der Führer des Deutschen Radfahrerverbandes bestellt und vom Generalinspektor für das deutsche Straßenwesen beauftragt worden.

Die Reichsgemeinschaft befaßt sich mit der Förderung von Radfahrwegen, insbesondere auch mit der Beschaffung der Mittel für den Radfahrwegbau. Die Arbeitsgemeinschaft, die sich der allgemeinen Aufsicht des Generalinspektors unterstellt und die weitgehende staatliche Unterstützung und Förderung genießt, ist der einzige vom Generalinspektor anerkannte Spitzenverband im Radfahrwegbau.

Ein Erbhofgesetz für das Handwerk? Mit der Frage, ob ein Erbhofgesetz im Handwerk angebracht sei, beschäftigt sich im amtlichen Organ des Reichsstandes des deutschen Handwerks Lehmann, Berlin, ohne allerdings einfach mit Ja oder Nein zu antworten. Er meint, daß der Erhaltung des Bauerntums als Blutquelle des deutschen Volkes die Erhaltung der Meisterfamilie an die Seite gestellt werden könne. Es müßte Fabriken und industrielle Unternehmungen geben. Auf der anderen Seite müßte aber Vorzüge getroffen werden, daß nicht entweder der Handwerksbetrieb in großem Umfang zum Fabrikbetrieb werde, oder daß der Handwerksbetrieb in Zukunft nur noch als Anhängel eines Unternehmens, des Handels, der Industrie oder der Landwirtschaft vorforme und als Eigentum des freien selbständigen Meisters mehr und mehr verschwinde.

Nachträge zu Mietverträgen. Das Reichsgericht hat entschieden, daß Nachträge für stempelfreie Mietverträge als stempelfrei zu betrachten sind. Nachträge zu Mietverträgen, durch die der Mietzins erhöht oder die Mietdauer verlängert wird, sind als neue Mietverträge zu versteuern.

Schöne weiße Zähne

Chlorodont

die Qualitäts-Zahnpaste

Wetternachrichtendienst der Württembergischen Landeswetterwarte Stuttgart

Höher Luftdruck über den Ostseeländern hat über Norddeutschland vorwiegend heitere Witterung zur Folge...

Vorwiegend heitere Witterung für Württemberg und Baden bis Dienstagabend: Besonders im Süden zeitweise stark bewölkt, jedoch meist trocken.

Wetterdienst des Frankfurter Universitäts-Instituts für Meteorologie und Geophysik Für Mittwoch: Bei stiller Luftzufuhr noch überwiegend freundliches Wetter.

Rhein-Wasserstände, morgens 6 Uhr

Rheinfelden, 26. Aug.: 257 cm; 27. Aug.: 258 cm. Breisach, 26. Aug.: 197 cm; 27. Aug.: 197 cm. Regau, 26. Aug.: 275 cm; 27. Aug.: 270 cm.

Standesbuch-Auszüge

Todesfälle. 24. August: Ludwig Bachmann, Maurer, Chemnitz, 76 Jahre alt. Olga Raab, Kanalarbeiterin a. D., Iebia, 64 Jahre alt.

Sommeroperette

Die Erkaufführung der Operette 'Der Tanz ins Glück' von Robert Stolz fand eine sehr freundliche Aufnahme. Es wurden zahlreiche Wiederholungen verlangt...

Veranstaltungen

Der Gloria-Ballett verlässt den Film 'Nephtis' (Der Dämon der Frauen) mit Conrad Seid in der Hauptrolle bis Donnerstag. Die neue Forthübende Wochenschau zeigt u. a. Der 19. August in Berlin...

Rundfunk-Sendefolge

28. August: Gleichbleibende Zeiten an Werktagen: 5.35 Bauernfunk - 5.45 Choral, Zeitangabe, Wetterbericht - 5.50 Gymnastik I - 6.15 Frühmahlzeit - 6.40 Zeitangabe...

Reichssender Stuttgart

10.10 Beliebte Tonfilmmelodien - 10.30 Des Basses Grundgemalt - 11.00 Wiener Bolero - 11.25 Wunderbar...

Deutschlandsender

5.45 Wetterbericht - 5.50 Wiederholung der wichtigsten Nachrichten - 6.00 Sonntagmahlzeit - 6.15 Tagespruch - 6.20 Frühmahlzeit - 6.45 Veldeübung für die Frau...

Tagesanzeiger

Dienstag, den 28. August 1934 Sommeroperette (Konzertsaal): 20 Uhr Der Tanz ins Glück. Landesgewerbehalle: Ausstellung der Seimarbeit im Badenland.



Aus Stadt und Land



Den Stiefsohn erstochen

Eine schwere Mordtat ereignete sich am Sonntagabend in Grundlach bei Forzheim. Der etwa 50 Jahre alte ledige Fuhrmann und Säger Schwiggäbele wurde im Verlaufe einer Auseinandersetzung von seinem 72 Jahre alten Stiefvater, dem Sägewerksbesitzer Gottlieb...

Menschler, erstochen. Schwiggäbele war Pächter des Sägewerks. Weil er dem Trunk ergeben war, hatte ihm der Stiefvater das Haus verboten. Am Sonntagabend wollte er nun gewaltsam ins Haus eindringen, wobei die Tat geschah. Der Stiefsohn trat in die Halsschlagader, so daß Schwiggäbele verblutete. Der Stiefvater wurde verhaftet.

Die Unwetter-Katastrophe im Murgtal

Erst jetzt die Schäden übersehbar - Ein halber Meter Hagel auf den Feldern - Undenkbarer Vernichtung - Hilfsmaßnahmen eingeleitet

Das Unwetter, das die Gemeinde Bischweiler, der sog. Obgarten des Murgtales, am Samstagnachmittag heimgesucht hat, ist weit schlimmer, als man im ersten Augenblick übersehen konnte. Am schwersten heimgesucht sind die Felder zwischen Bischweiler und Muggensturm und in Richtung Kuppenheim. Hier hat der Hagelschlag einen Schaden von Tausenden von Mark angerichtet. Viele Hunderte von Obstbäumen wurden derart mitgenommen, daß die Gefahr besteht, daß sie absterben. Sie wurden der Witter herabstürzt. Die Schloßen lagen strichweise einen halben Meter hoch, und man kann sich ungefähr ein Bild von der Zerstörung machen, wenn man bedenkt, daß Montag vormittag noch auf den Aedern ganze Haufen Schloßen zu sehen waren. Viele Bischweilerer Landwirte wurden dadurch schwer geschädigt, daß ihnen die Futterrübenfelder und die Futteräcker, die sie nach der großen Trockenheit mit viel Mühe und Arbeit angepflanzt, vernichtet wurden. Die Erbsenfelder, Karstoffäcker und die Bohnenfelder wurden strichweise buchstäblich dem Erdboden gleichgemacht. Nach dem Hagelschlag machte sich zunächst eine winterliche Kälte bemerkbar und der Nebel rauchte in ganz kurzer Zeit über das Unwettergebiet, und zwar in einer solchen Dichte und mit einem eigenartigen Geruch, so daß die Leute sich auf einige Meter Entfernung nicht mehr bemerken konnten. Der Verkehr auf der verkehrsreichen Straße Muggensturm-Bischweiler-Rotenfels war über eine Stunde vollständig unterbrochen, da die Straße teilweise 1/2 Meter hoch mit Wasser, Schlamm und Hagel zugebedeckt war. Autos, die unterwegs waren, mußten auf der Stelle halten. Leute, die von dem Unwetter überrascht wurden, flohen panikartig. Die Gemeinde Bischweiler hat sofort Hilfsmaßnahmen in die Wege geleitet, die sich hauptsächlich darauf beziehen, die schwergeschädigten Landwirte mit Futtermitteln und mit Stallfressen versorgen zu können. Montag vormittag sieht man die Leute draußen an den zerstörten Aedern, wie sie das Obst zusammenlesen und die zerstörten Feldfrüchte aberntet. Ueber Sonntag selbst pflegten Tausende von Besuchern aus nah und fern nach Bischweiler und nahmen furchtbare Eindrücke von dem Unwetter mit. Das Unwetter wurde nur noch vereinzelt in Oberndorf und Oberweier bemerkt, Rotenfels selbst und Muggensturm blieben hiervon verschont.

Auch in der Forzheimer Gegend Schwere Unwetter- und Hagelschäden verursachte das schwere Gewitter, das am Samstag in der näheren und weiteren Umgebung Forzheims niederging. Am schwersten wurde das Dorf Nöttingen heimgesucht. Es hagelte fast eine halbe Stunde lang. Die Anpflanzungen in Krautgärten und auf Tabakäckern wurden restlos vernichtet. Ungeheure Steinmassen wurden angeschwemmt, und fruchtbare Erde wurde von den Wasserströmen fortgewaschen. Die Bauernsteine standen mit Tränen in den Augen vor ihren Tabakäckern. Was in der trockenen Jahreszeit mühevoll geerntet und durch Wasserführung großgezogen wurde, liegt zertrümmert am Boden. In den Gärten schlug der Hagel große Stücke vom Verpus herunter. Dachfenster und selbst Kalzstegel wurden vom Hagel zertrümmert. Meterhohe Haufen Hagelkörner lagen noch am Sonntag auf den Straßen. Ebenso schwer wurde das benachbarte Dorf Eberbach, zum Bezirk Eßlingen gehörend, heimgesucht. Auch hier ist die gesamte Tabakernte vernichtet. 2000 Mark soll der Schaden in der Gemeinde betragen, die nur 554 Einwohner zählt. In Hagel und Wasser gefellte sich hier noch der Sturm, der viele Bäume umwarf. Nach einer Stunde glich das ganze Gelände einem See.

In Lenzkirch starb Deutschlands älteste Frau

Im biblischen Alter von über 106 Jahren ist am Samstag Frau Maria Schöpferle, die älteste Frau Deutschlands, an Altersschwäche gestorben. Niemand hätte bei ihrer Geburt am 5. Juni 1829, also noch zu sehr jungen Jahren, geglaubt, daß sie einmal ein so hohes Alter erreichen würde. Denn fünf Stunden nach der Geburt wurde das zarte Kind notgetauft, da man einen jungen Tod befürchtete. Auch während ihres langen Lebens war Frau Schöpferle von schweren Erkrankungen heimgesucht worden. Aber immer wieder überwand sie die Gefahren und war bis in die letzte Zeit geistig frisch und reger. Während das Gedächtnis schnell nachließ und schließlich die Schwerkörigkeit zur Taubheit führte, war das Augenlicht unverändert scharf geblieben, so daß Frau Schöpferle ohne Brille lesen konnte. Von ihren Kindern leben noch drei, sie selber im Alter von 77, 74 und 72 Jahren. Von 22 Enkeln sind fünf gestorben, die 34 Urenkel leben noch alle.



Oberrasbach weihte sein Kriegerdenkmal In feierlicher Weise weihte die Gemeinde Oberrasbach am Sonntag das Kriegerdenkmal für die Gefallenen aus dem Weltkrieg ein. Die feierliche Weihe nahm Pfarrer Himmelsbach vor und nach Eintreffen auswärtiger Vereine begab sich ein stattlicher Festzug mit den Kriegervereinen aus der ganzen Umgebung zum Denkmal. An dem Festakt beteiligten sich auch Vertreter der Regierung, Rektor Bösch, Gornberg, aus Oberrasbach gebürtig, hielt die Festrede. Nach weiteren Ansprachen und Kranzniederlegungen fand die Denkmalsweihe ihren Abschluß. Das Denkmal wurde nach Angaben der Gemeinde Oberrasbach, die es mit Unterstützung freiwilliger Gaben aus finanzierte, von Bildhauer Birtz, Bühl, ausgeführt.

Kleine Rundschau

o. Bruchsal. (Eidesverpflichtung.) Am Samstag wurden die Beamten des hiesigen Amtsgerichts durch den stellv. Vorstand, Amtsgerichtsrat Stellberger feierlich auf den Führer Adolf Hitler verpflichtet.

Gundelfingen. (Gefährlicher Wespentisch.) Eine auf dem Felde arbeitende jüngere Frau von hier wurde von einer Wespe in den Arm gestochen. Der Stich war so heftig, daß die Frau zu Boden sank und mehrere Stunden bewußtlos blieb.

Forzheim. (Motorradfahrer tödlich verunglückt.) Am Sonntagabend stießen auf der Landstraße bei Wörn zwei Kraftfahrer zusammen, die mit je zwei Personen besetzt waren. Alle vier Personen erlitten Knochenbrüche, der Freireisemeister Seifang aus Hundelsheim außerdem einen Schädelbruch. Er starb Montag früh im Krankenhaus.

Freistett. (Vorfall bei Wunden.) Ein hiesiger Landwirt, der am Knie eine geringfügige Verletzung hatte, bekam beim Kantieren mit Tabak Gift in die Wunde. Es entwickelte sich eine schwere Blutergussung und der Mann mußte eiligst ins Krankenhaus verbracht werden.

Sasbach bei Albern. (Verkehrsunfall.) Sonntagvormittag gegen 8 Uhr ereignete sich auf der Landstraße ein schwerer Verkehrsunfall. Der 64 Jahre alte Landwirt Wilhelm Bierstaler von Sasbachwalden, der mit dem Fahrrad nach Oberrasbach fahren wollte, wurde von einem von Bühl kommenden Motorradfahrer von hinten angefahren und auf die Straße geschleudert. Er erlitt schwere Blutwunden im rechten Kniegelenk mit Zerreißen der Schlagader. Nach Anlegung von Notverbänden wurde er ins Alberner Krankenhaus verbracht.

Waldshut. (Der neue Friedhof...) Hier wurde auf dem neuangelegten Friedhof auf dem Kalkvarienberg die Leiche eines Mannes aufgefunden, der seinem Leben wahrscheinlich schon vor einigen Tagen ein Ende gesetzt hatte. Die Personalien des Toten konnten bis jetzt noch nicht festgestellt werden.

Ueberlingen. (Tragisches Ende einer Erholungsreise.) Eine ältere Dame klagte plötzlich über heftige Schmerzen. Passanten nahmen sich der Frau an und wollten sie nach Hause geleiten. Plötzlich brach die Frau zusammen; ein Herzschlag hat ihrem Leben ein Ende gemacht. Die so plötzlich aus dem Leben geschiedene Frau war Teilnehmerin an der Fahrt eines Berliner Verkehrsunternehmens.

Verhaftung im Züricher Mord In Zürich wurde ein tschechoslowakischer Bäcker gefesselt, der im Verdacht steht, den Mord an der 64jährigen Anna Maria Huber aus Oberkirch (Baden) begangen zu haben. Der Verdächtige wurde bereits am Montag nach Zürich eingeliefert.

Die Aufgaben der NS.-Volkswohlfahrt

Borbeugende Hilfe - Individuelle, keine Massenfürsorge

Die NS.-Volkswohlfahrt hat im heutigen Staate wichtige Aufgaben zuerst zu erhalten. Die Stellung, die sie hierbei einnimmt, ist gewissermaßen eine halbamtliche, indem sie zwischen Regierung und Volk steht. Ihre Aufgaben sind keine rein caritativen. Ihr Verzicht ist vielmehr der, dort zu helfen, wo rassistisch und erbbiologisch wertvolle Volksteile zusätzlicher Hilfe in vorwiegend gesundheitlicher Beziehung bedürfen. Darum sind ihr als wichtigste Arbeitsgebiete vorerst die Jugend- und Mutterfürsorge übertragen, die ihren jegigen Ausdruck in dem als Dauer-einrichtung gedachten Hilfswerk 'Mutter und Kind' finden.

Die Lösung der hauptsächlichsten Aufgaben muß bei den NSB.-Beratungsstellen und Sprechstunden liegen. Ihre Aufgaben liegen einmal auf dem Gebiete der allgemeinen Volkswohlfahrt und dann auf dem der Gesundheit. Berücksichtigung heider erst ergibt eine Erfassung der zur Verantwortung stehenden Fragen. In der allgemeinen Volkswohlfahrt haben besonders die NSB.-Beauftragten ihre Arbeitsgebiete.

Sie haben die Aufgaben einer Fürsorgerin zu erfüllen. Auf dem Gebiet der

Gesundheitspflege ist der NSB.-Arzt bestimmend. Beide, NSB.-Arzt und NSB.-Beauftragte teilen sich in die Arbeit, einander ergänzend und damit den wirklich Notleidenden helfend. In der Entwicklung der NSB.-Fürsorgearbeit haben sich gewisse Richtlinien ausgebildet, die unter Anpassung an die jeweiligen örtlichen Verhältnisse die Durchführung des Arbeitsplanes

möglichst machen sollten. Bewohner einer dicht bevölkerten Industriestadt bedürfen natürlich einer anderen Hilfe als solche aus rein ländlichen Bezirken. Arbeitsmangel, Wohn- und Bevölkerungsdränge, Kinderzahl u. a. m. sind mitbestimmend bei der Durchführung einer Hilfeleistung und stellen immer wieder vor neue Aufgaben. Es hat sich daher immer mehr der Wunsch nach Vereinheitlichung und Vereinfachung durchgesetzt.

Zusammenfassend ist zu sagen, daß in Beratungsstellen und Sprechstunden immer eine individuelle und keine Massenfürsorge

getrieben werden muß, und daß, soll die ganze Arbeit von Erfolg gekrönt sein, nur geeignete vorgebildete Kräfte herangezogen werden dürfen. Es ist weiter sehr wesentlich, daß die NSB.-(ärztlichen) Beratungsstellen, bei denen die endgültigen Maßnahmen getroffen werden müssen, beim Kreisarzt zentralisiert sind. Nur so kann eine einheitliche Linie bei der Durchführung der Maßnahmen gewahrt bleiben. Diese erforderten Forderungen lassen sich restlos nur dann durchführen, wenn eine enge Zusammenarbeit zwischen NSB.-Fürsorge und den zuständigen Gesundheitsämtern stattfindet. Große Fürsorgeeinrichtungen lassen sich naturgemäß nicht aus dem Boden stampfen, und es können daher die Erfahrungen der öffentlichen Fürsorgepersonen, die natürlich selbstverständlich auf nationalsozialistischem Boden stehen müssen, der NSB. nur zum Nutzen gereichen.

Die jetzt obligatorisch werdende Einführung von Gesundheitsämtern dürfte diese Zusammenarbeit, guter Wille vorausgesetzt, noch wesentlich erleichtern.

Das tägliche Unterhaltungsblatt des "KS"

ROMAN VON A. MENTER

U IM LEBENSKAMPF

Copyright 1931 by Prometheus-Verlag Dr. Eichacker, München-Gröbenzell.

(45. Fortsetzung.)

„Herr Doktor!“ rief sie in den Gang hinaus. Ruhland stand schon am Lift, im Begriff einzusteigen. Er grüßte noch einmal nach ihr hin, das gezwungene diskrete Lächeln lag noch auf seinem Gesicht; dann verschwand er nach unten. Was gingen ihn die Privatvergütungen einer Sekretärin an? Er blickte auf die Uhr, es war noch gar nicht spät. Dennoch verwarf sie die Idee, sich durch Fräulein Valleys Hilfe die Nachtarbeit zu erleichtern, die der Generaldirektor in ausgiebigem Maße mitgebracht hatte.

Zu empfangen den Zwischenfall mehr als peinlich. Sie verabschiedete Barescu in Haß. Obwohl sie sich auf eine wohlmeinende Discretion von seiten des Doktors verlassen zu können glaubte, blieb ein unangenehmer Eindruck zurück. Sie nahm sich vor, gleich morgen früh mit Erich darüber zu sprechen und auch Ruhland das Nötige zu sagen. Sein wiederholtes Klopfen war sicherlich von der Tanzmusik überhört worden, die immer noch ausdringlich von unten heraufscholl.

Doktor Ruhland betrat zwei Minuten später das Appartement seines Chefs. Dort im Salon saßen der Generaldirektor und Erich, Whisky stand vor ihnen auf dem Tisch. Der Generaldirektor, äußerlich beherrschend, hielt das mächtige Kinn weit vorgestreckt, zwei scharfe Linien zogen sich von den Nasenflügeln über die Mundwinkel hinab. Wenn er so ansah, das mußte Ruhland, war ein Gewitter im Anzug.

Erich hatte einen roten Kopf. Die ganze Situation schien äußerst unerquicklich. Ruhland bereute seinen Eintritt sofort. „Ich wollte nur die Akten herüberholen“, sagte er hastig, im Bestreben, sofort wieder zu verschwinden. Er wußte, daß Gewitter sich zuwellen an unrechter Stelle entladen können. Doch der Generaldirektor hielt ihn zurück. Er fragte nach der ausgefertigten Post und bemerkte, daß auch einige Briefe umgeschrieben werden mußten. „Nehmen Sie sich Fräulein Valley kommen“, schloß er; „Sie hatte gestern einen freien Tag und wird sowieso bald in Urlaub gehen.“

Worauf Doktor Ruhland geräht erwiderte: Fräulein Valley könne er nicht holen, sie habe Herrenbesuch auf dem Zimmer und sei zudem im Begriff, zu Bett zu gehen.

Bei diesen Worten fuhr Erich hoch und machte Miene, sich auf den Sprecher zu stürzen.

„Ruhe, Ruhe“, gebot der Vater. „Lieber Doktor, Sie wiederholen uns bitte, was Sie da soeben gesagt haben.“

Ruhland ärgerte sich. Klar und deutlich wiederholte er jedes Wort, fügte aber hinzu, daß sich Herr Doktor Siewertsen nur selbst nach oben bemühen möge, um sich von deren Wahrheit zu überzeugen.

Wirklich rannte Erich nach der Türe. Ein scharfes „Keinen Skandal im Hotel, wenn ich bitten darf“, ließ ihn sitzen.

Nun fragte Doktor Ruhland, ob er hier noch weiter benötigt sei. Wenn nicht, würde er gerne zu seiner Arbeit kommen.

Der Generaldirektor erhob sich.

„Lieber Junge“, sagte er und klopfte dem Sohn freundschaftlich auf die Schulter, „geh jetzt schlafen. Morgen ist auch noch ein Tag. Morgen werden wir das alles in Ruhe überlegen.“

Dann ging er mit Doktor Ruhland hinaus. Erich harrete noch immer auf den gleichen Fleck. Er dachte nicht daran, zu Bett zu gehen.

Allein geblieben, stürzte er noch ein Glas Whisky hinunter, dann lief er, wie er war, ohne Mantel und Hut, hinaus in die Sommernacht. Er merkte nicht, daß die Nacht kühl und erfrischend war, spürte den leichten Seewind nicht; in seinen Adern kreiste Fieber. Wie durch einen Nebel schlugen Lante an sein Ohr — Musik, fröhliches Stimmengewirr —, deren Sinn er nicht faßte. Schließlich war nichts mehr um ihn als der Rhythmus des Meeres, das silbern und regelmäßig über die Kliesel schlug.

Langsam wandte er sich und ging mit sicheren, ruhigen Schritten zum Hotel zurück. Nun dachte er an den Vater. Die Worte fielen ihm ein, womit dieser an seinem einundzwanzigsten Geburtstag die Festrede eingeleitet hatte. „Gefegnet ist, wer seine Arbeit gefunden hat, möge er keinen andern Segen verlangen!“ Das war Carlule. Er hatte es damals ruhig und verständnislos hingehört. Heute hing er an zu begreifen.

Oben in seinem Zimmer schrieb er in dieser Nacht zwei Briefe. Der erste war an den Vater. Es war darin gesagt, daß die Angelegenheit mit Fräulein Valley für ihn erledigt sei. Morgen früh werde er den ersten Zug vom Haag benutzen, um nach Deutschland zurückzukehren. Er beabsichtigte, sich sofort mit der Universität, die ihn zu den Vorträgen in America aufgefordert habe, persönlich in Verbindung zu setzen.

Der zweite an Lu mußte zweimal umgeschrieben werden. Die erste und auch die zweite Fassung mißfielen ihm beim Ueberlesen. Die dritte endlich war äußerst knapp, in kaltem, beinahe feindlichem Ton gehalten. Er dachte beim Schreiben an nichts als an sein verletztes Gefühl.

Zur gewohnten Stunde verließ Lu ihr Zimmer. Sie ging über die Treppe hinab und fragte beim Portier nach etwaigen Orders für den Tag. Er sollte ihre Anfrage telefonisch weitergeben. Doktor Ruhland jedoch schien noch nicht auf zu sein, es wurde ihr bedeutet, in einer Stunde wieder nachzuzufahren.

Als sie das Frühstücksrestaurant betrat, ließ ein Hotelboy auf sie zu und überbrachte ihr einen Brief. Sie erkannte Erichs Handschrift sofort; dennoch zögerte sie, ihn zu öffnen. Der vorbeistehende Kellner fragte nach ihren Wünschen; sie bestellte, und dann erst, sich gewaltsam zur äußersten Ruhe zwingend, öffnete sie den Brief.

In den großen, eleganten Hotels kimmert sich keiner viel um den andern. Trotzdem bemerkten einige Lebens- und genüßfrohe Holländer, daß sich die junge reizende Dame vom Frühstück auch nur berührt zu haben. Aber sie machten sich keinerlei weitere Gedanken darüber, ein gleiches taten die Kellner, die später den Platz für neue Ankömmlinge freimachten. Das Frühstück war bestellt und mußte bezahlt werden, alles andere ging sie nichts an. — Wie ein vermundetes Tier hatte sich Lu auf ihr Zimmer geflüchtet. Dort ließ sie die Jalousien herab und zog die Vorhänge vor — sie konnte, konnte jetzt kein Licht vertragen. Eine fürchtbare Dual hatte sie überfallen, gegen die sie sich vergeblich wehrte. Sie dachte mit Bitterkeit an Erich, der sie verurteilt hatte, ohne sie auch nur zu befragen. Der nur an sich und sein verletztes Empfinden gedacht hatte und nicht an sie. Ein Gefühl grenzenloser Schmach, ein niederdrückender Kummer beerrschte sie ganz.

Sie setzte sich auf den Rand des Bettes in diesem ihr so fremden Hotelzimmer und begann nachzudenken. Ihr ganzer jugendlicher Stolz häumte sich auf gegen die Behandlung, die ihr Erich hatte zuteil werden lassen. Er, nicht sie, hatte sich als vertrauensunwürdig erwiesen.

Es war ein kurzes Aufklappen. Dann ergriff wieder die Niedergeschlagenheit von ihr Besitz, ein unbezwingliches Verlangen nach einem einzigen Menschen, bei dem sie sich hätte ausweinen und ausruhen dürfen.

Als sie sich endlich zum Dienst bei Doktor Ruhland meldete, ging es schon scharf auf Mittag. Sie entschuldigte sich mit Kopfschmerzen.

Doktor Ruhland blickte sekundenlang von der Arbeit auf und durch die runden Brillengläser nach ihr hin. Er dachte sich sein Teil. Aber sie sah in der Tat schlecht aus, furchtbar blaß, mit tiefen dunklen Schatten unter den Augen. In gewohnt sachlichem Ton gab er seine Befehle für die Arbeit. Nun hätte Lu ja sprechen, sich wenigstens vor dieser Inkonsistenz rechtfertigen können — doch dazu war sie jetzt nicht mehr fähig, zu tief brannte verletzter Stolz.

Es verursachte ihr eine fast übermenschliche Anstrengung, ihre Gedanken auf die Arbeit zu konzentrieren, so daß sie es fast als Erleichterung empfand, als der Doktor gegen Abend mit der Mitteilung herauskam, daß sie vom morgigen Tage ab beurlaubt sei. „Der Herr Generaldirektor“, schloß er, „ist heute in Amsterdam und wird vor morgen abend kaum zurück sein. Sie reisen morgen vormittag. Zum Abend sind Sie in Berlin.“ Er bezeichnete genau den Zug, alles war disponiert, die Fahrkarte schon vorausbestellt. Uebermorgen sollte sie sich bei der Zentrale melden und, falls dort keine anderen Befehle vorlagen, konnte sie sich für den Rest ihrer Dienstzeit als beurlaubt betrachten.

„Das Gehalt“, fügte er noch hinzu, „wird selbstverständlich bis zum Ersten voll ausbezahlt werden.“ Kein Wort der Anerkennung, der Zufriedenheit.

(Fortsetzung folgt.)

Bienenleins Rettung / Ein Bienenleben, erzählt von Emil Feiler

An einem Juninachmittag sah ich bei gutem Flugwetter und vorzüglichem Honigtropfen zwei Bienenwölfer nach und kehrte am späten Abend müde und hungrig heim. Als ich mein Taschentuch aus der Hosentasche hervorholte sah zu meinem größten Staunen eine Biene darauf und bezugte nach ihrer Stammesart durch Heben des Hinterleibes und Schwingen der Flügel ihr Wohlgefallen über die Erlösung aus der unbequemen Lage.

Beim Nachsehen der Wölfer sehe ich keine Bienenhaube mehr auf wie seinerzeit in meinen Lehrjahren, weil man am genauen Sehen dadurch behindert wird und darunter bei warmer Temperatur in Schweiß kommt. Was auch den Bienen sehr unangenehm ist. Dafür binde ich mir einfach mein ziemlich umfangreiches Taschentuch über den Kopf, damit unerfahrene Bienenleins oder böse Stecher nicht ins Paar geraten, wo sie sich verstricken und unfehlbar stechen. Ohne Haube kann man auch gemütlich eine Zigarre rauchen, mit der ich das Volk weniger aus dem Gleichgewicht bringe als mit der qualmenden Imkerpeife.

Das junge Bienenlein, welches nach seiner Verletzung vernünftig die Glieder streckte und nach der dumpfen Luft in der Hosentasche wohlige die Abendkühle genoss, hatte sich während meiner Durchsicht des Kastens, als es freiwillig von seiner Wabe weggeschoben oder von mir heruntergefegt worden war, sich zum Ausruhen auf das Kopftuch gesetzt und war darauf geblieben, als das Tuch in meine Tasche wanderte, wo es zusammen mit dem Schlüsselbund feineswegs ein idealer Platz für ein Bienenlein war. Aber das Kind war nicht bözartig oder nervös veranlagt. Es gebrachte seinen Stachel nicht und bewies die vorbildliche Bienengebild.

„Wunderbar“ sagte ich zu mir. Mit Bienenleinlein hast du doch schon allerlei erlebt. Eines hat sich auch einmal in deinem Semd versteckt und ist mit dir ins Bett gegangen, wo es sich nach geraumer Zeit gemeldet hat, ohne zu stechen. Aber daß eines drei bis vier

Stunden lang in der Hosentasche verweilt und Druck und Stoß über sich ergehen läßt, das steht doch einzig da. Wäre ich jetzt nicht so müde und hungrig, so würde ich das tapferere Bienenlein stracks der Berg hinaus zu seinem Hause tragen. Aber ich muß jetzt an mich denken.

Das junge Ding schob ich in eine leere Streichholzschachtel, legte zum Abendbrot einen Tropfen frischen Tannenhonig in seine Nähe und machte mich dann an mein eigenes Abendbrot. Sobald ich damit fertig war, schaute ich nach meinem kleinen Gast. Er lag regungslos auf dem Boden der Schachtel und beachtete den Honig nicht. Da gab ich ihm einen sanften Ruck, krich den Honigtropfen über seinem Kopf an die Schachtelwand und schob das kraftlose Tierlein darauf zu. Und siehe da! Zu meiner großen Freude fing es mit den Fühlern an zu spielen, stellte sich auf die Hinterbeine, mühsam und unbeholfen, und streckte dann, soweit es konnte, den fahnenbraunen Saugrüssel nach dem Honigtropfen aus. Ha, wie das schmeckte, dieses Abendbrot nach der Gefangenschaft! Und wie die Lebenskraft wieder in dem weichen jungen Körper sich Geltung verschaffte! Mit Vergnügen und gutem Gewissen legte ich mich dann zur Ruhe.

Am frühen Morgen sah ich gleich nach dem Gastbesuch in der Streichholzschachtel. Daß er

die Nacht gut verbracht hatte, zeigte mir sein behagliches Fühlerpiel. Er war munter und gut gelaunt. Aber noch eine schwierige Sache stand bevor. Bekanntlich nimmt ein Bienenwolk nur eigene Angehörige an. Bienen anderer Stöcke werden, wenn sie ausgewaschen sind, kaltblütig und unarmherzig abgestochen, wenn sie vor das Flugloch kommen. Nur ganz junge Tiere, welche noch nicht in den Verbauch des Räubers kommen, werden nach gründlicher Untersuchung und Begutachtung von den Tüchtern hineingelassen.

Welchem der zwei nachgelassenen Wölfer gehörte nun die Versprengte an? Ich entschied mich für das letztere, das Volk „La Zene“, welches der rechte Flügelmann der langen Front ist und durch unerbittbare Gutmütigkeit und vorbildlichen Fleiß sich auszeichnet. Das Flugbrett war in der warmen Morgenluft schon von Jungbienen belagert, als ich feilich dazutrat. Langsam öffnete ich die Streichholzschachtel. Die Gefangene wartete schon auf diesen Augenblick. Ich hielt ihr ein Stückchen Holz hin. Wunschgemäß trock sie darauf, und als ich das Holz aufs Flugbrett legte, da wandelt das madere Bienenlein bedächtig und unbehelligt dem Flugloch zu und erschwand meinem Blick. Es ging ein zu seinem Volk. Mir aber war dieses Bienenleben eine reine Freude.

Heile mit Musik — heile mit Versen!

Immer mehr kommt man in der Heilkunst auf ein uraltes Prinzip zurück: Suggestion und Heilung durch Musik! Schon im alten Griechenland kannte man diese Methode: bei der Behandlung Geisteskranker zum Beispiel wurde von der Musik umfassender Gebrauch gemacht, ferner aber sogar bei körperlichen Krankheiten und bei Verletzungen. Heute neigt man wieder dazu, in der Heilkunde von der örtlichen Behandlungsweise abzugehen und sich

zurück zu der alten Konstitutionsheilung zu bekehren, welche in der Lehre gipfelt, daß bei schweren Allgemeinerkrankungen der Arzt vom Gesamtkörper aus durch Vermittlung der feinsten Energien auf die Krankheit einzuwirken habe.

In dieses Gebiet fällt der neueste Schrei: „Heile mit Musik!“ Ein französischer Arzt geht sogar so weit, daß er gegen bestimmte Störungsformen nervöser Art seinen Patienten bestimmte Musikstücke verschreibt. „melancholische Verstimmung? Schuberts „Erlkönig“! . . . Dual krankhafter Eifersucht? die Duvertüre zu den „Meistersingern“!

Die heilende Macht der Dichtung ist nun ebenso oft gepriesen worden wie die der Musik, aber während die Kunst der Töne sich die Ärzte schon vielfach für ihre Zwecke nutzbar gemacht haben und wieder machen, so hat man doch bisher Gedichte noch nicht als — Medizin verschrieben. Dies fordert aber jetzt eine französische Dichterin namens Guillet, die behauptet, bei nervösen Störungen und Gemütsleiden sei das Lesen von Versen von hohem Nutzen. Der feinbesetzte Kranke, so argumentiert sie, empfindet die modernen Behandlungsformen oft als erniedrigend, während „schöne Gedichte“, laut in der Einsamkeit vorgetragen, durch ihre künstlerische Form Verringerung aller Leiden hervorrufen.

Hier eine „Dosierrung“ der Verse statt Pillen und sonstigen Medikamenten:

„Kurze Verse von 6, 7 und 8 Silben sind für die von bestimmter Wirkung, die an nervöser Melancholie leiden. Verse von 10 Silben eignen sich besonders bei Angstzuständen und nervösen Ermüdungserscheinungen. Der Alexandriner ist ein Heilmittel bei Apathie, aus denen er heranshilft.“

Vielleicht erleben wir also demnächst ganz neuartige Rezepte: „Sieben Zeilen Goethe, täglich vor dem Frühstück wiederholt zu nehmen! Zehn Zeilen Mörike, nach dem Abendbrot! Fünf Zeilen Stefan George, bei Schlaflosigkeit wiederholt zu nehmen!“ . . .



Für die Weinmerbetage,

die am 25. und 26. August in ganz Deutschland veranstaltet wurden: Ein Bild von der Weinfeste am Rhein, die — dank der Sonnenglut der letzten Tage — bald beginnen wird.

Der Lumpensammler / Eine abendliche Schifffahrt durch den Rheingau

Von Otto Doderer

Im Schatten der eben hereingebrochenen Nacht wandelt allabendlich das Volksgewühl der Spaziergänger aus dem Rheintädtchen wie zu einer großen Festlichkeit oder auf einem Jahrmarkt in der Lindenallee am Ufer. Sie warten auf den Lumpensammler, das letzte Schiff des Tages. Der Mond ist aus dem Buschwerk der Au drüber über dem Wasser emporgestiegen und hängt wie eine riesige Ampel über der Welt. Sein Schein glitzert auf den Wellen, als schimmere nun im Dunst der Nacht das Rheingold aus ihnen hervor. Ein milder magnetischer Zauber scheint von ihm auszugehen, so stille stutet das Wasser, so regungslos stehen die Bäume. Die Geigenklänge aus der Gartenwirtschaft schmeicheln leise, als kämen sie aus unserer eigenen Innern. Die Unterhaltung der sich drängenden Menschen ist abgedämpft, fast flüsternd. Ein paar Paddelboote, von einem Kranz bunter Lampen überspannt, glitzern über die glatte Wasserfläche ohne einen Laut, wie in einem sich bewegenden Hilde. Ein später Frachtdampfer und ein Schlepper schieben sich weiter draußen vorbei. Ihre schwarzen Umrisse verlieren sich in den jactigen Schatten der Au, nur die roten und grünen Laternen an ihren Masten schweben in der Luft, gleichmäßig, wie auf einem stramm gezogenen Seil; durch die Aufgelöstheit des Dunstels, in dem kein Anfang und kein Ende sichtbar ist. In den Städtchen und Landhäusern am Rand des weit ausgehogenen Flusslaufes sind die Lichter angezündet; sie leuchten viele Kilometer weit in der Ferne, als seien Sterne auf der Erde gestreut. Die Nacht ist wie ein anderer, kaum matterer, nur mit schwärzeren Farben gesättigter Tag: die Dinge glänzen wie mit Lack gemalt.

Alle Bänke unter den Linden sind besetzt. Es gibt leidenschaftliche Zaungäste des Stromes, die mit Ausnahme der Wägelchen von morgens bis in die Nacht hier ihr Leben hindringen und des ununterbrochen wechselnden Schauspielers der veränderten Beleuchtungen und des vielerlei der Bewegungen von vorüberziehenden und ausladenden Schiffen, der Wogen, der Möven und Wildenten nicht müde werden. Sie sitzen schweigend verfunken wie Buddhafiguren und scheinen nur im Sommer auf der Welt zu sein, denn mit dem Sommerplan der Dampfschiffe verschwinden sie. Am Geländer über der Kaimauer lehnt Kopf an Kopf. Und in der Promenade schiebt sich die Prozession der vom Sommerabend aus den dumpfen Stuben Herausgetriebenen in zwei Säulen fortwährend aneinander vorbei. Wenn der Lumpensammler in Sicht ist, leert sich allmählich die Allee, und die Menge trotzt zur Landebrücke, wo schon die Autos und die Dmibusse harren.

Es gibt geliebte Kenner, die das Schiff schon erahnen, wenn es erst erbsengroß am Horizont erscheint. Es kommt näher und näher, die Einzelheiten werden deutlicher, und schließlich ist

es ein schimmender Lichtpaß, in dem die Gestalten der Passagiere huschen, eine mächtige Zaubelaterne, in der eine Fröhlichkeit haucht wie nirgends sonst auf der Welt in dieser Art.

Selbstverständlich hat das Schiff gewöhnlich Verspätung, wie alle Lumpensammler. Es hat unterwegs alle jene Unerfährlichen aufzusammeln, die sich durch die Verführungen des Weines und den Ueberfluß landschaftlicher Schönheit bis zur letzten Minute fesseln liegen und aus der Gemütslichkeit alter Wirtshäuser am Strom, veränderter Kneipen, von Wirtshäusern und Straußwirtschaften — am groben Tisch im Hof von Wirtshäusern oder in barockgeschmückten Hallen gräßlicher Schlösser —, wo sie nach ihrer Wanderung Einkehr hielten, nur mit aller Willensanstrengung, die Stunden bis zum letzten Tropfen auskostend, sich loszureißen vermochten. Froh nun doch der Heimfahrt und aller Augenlust der Eindrücke des vergangenen Tages, bilden sie schnell eine Gemeinschaft. Wie in dem engen Beieinander vollgepfropfter Eisenbahnabteile herrscht die muntere Stimmung allgemeiner Vertraulichkeit. Man kann sich auf dem besten Boden des Schiffes ergehen, kann es treppauf, treppab durchkreuzen und wird dennoch davongetragen. Wir sind selbst in Ruhe, aber um uns ist überall Bewegung. Die Bewegung der Wellen scheint sich in den hügeligen „Gebreiten“ — ein Wort Goethes, den Inbegriff dieses Landschaftsbildes auszudrücken — des Rheingaus fortzusetzen. Die Passagiere sind auf einer Reise, das steigert die Unternehmungslust, gibt ihrem Verhalten eine Freiheit der Form und einen Schwung, den es sonst nicht hat.

Sie sitzen da mit roten Gesichtern, mit knixen Fätschen um die Augen, sich zuproftend und immer auf dem Sprung in ein Gelächter hinein. Der durchdringende Duft von Gebratenem liegt über dem Schiff wie eine fettige Wolke. Aufgezogene Korven von Weinflaschen knallen mal da mal dort wie feuchtmorgendene Feuerwerkskörper in der Neujahrsnacht. In dem windgeschützten Raum hinter den breiten Schiebefenstern des unteren Verdecks, des „Salons“, haben sich an den langen weißgedeckten Tischen die Tafeltrunden der Zecher niedergelassen, glückliche Menschen, von Problemen unbekümmert, alte und junge, männliche und weibliche durcheinander, laute Späkmacher, freigelegte Spender und schamhafte Schlemmer. Gefänge im Chorus erschallen im Wett-eifer von Tisch zu Tisch. Was sie singen, sind sie auch in diesen Augenblicken: ein Volk von Brüdern. An den Tischen präsidieren meist alte Herren, um die runden Köpfe ein Kränlein grauer Vöden gelegt wie leibhaftige Bachusse. Sie beherrschen den Ritus dieser Geselligkeit, würdige Meister des Frohsinns. Sie haben eine besondere Gewohnheit, vor den schelmhaften Zuspitzungen ihrer Trinksprüche eine Pause zu machen und sie erst liebevoll

prüfend mit der Zunge an den Gaumen zu drücken, wie auf der Weinprobe den Wein. Die Fremden sind ohne Umstände in den Kreis der Einheimischen aufgenommen und suchen sich durch etwas übertriebene Lustigkeit dem anzupassen, was bei den anderen natürliche Gelastigkeit ist.

In einem stilleren Winkel hinter dem Maschinenraum, an einem Quertisch, wo mittags auch der Kapitän und die Steuerleute zu speisen pflegen, sitzen ein paar Auserwählte, so etwas wie Stammgäste. Es sind Herren, die fast Tag für Tag ihren Abendstoppchen mit einer Abendfahrt verbinden. Der Kapitän, der hier ja Hausherr ist, kennt sie und zeichnet sie dadurch aus, daß er sich zu einer guten Flasche einladen läßt.

In der Nähe ist das kleine Wunder der Küche. Schmal wie eine Schlafkabine, kommt dennoch eine unerhörliche Fülle köstlicher und lockender Gerichte aus ihr hervor. Das Servierfräulein am Schalter verteilt sie hurtig, als hätte es hundert Arme, an die mit der Faust einer Fernsprechkonzentrale heranrennenden Kellner. Hinter ihr auf den Wandbrettern glänzen beruhigend einige Batterien blühblauer Kupferpfannen. Die hohe Mütze des Kochs bewegt sich im Hintergrund wie ein im Wind hin- und hergetriebener Ballon. Die Spülmaschine bestummeln die dicken Porzellansteller mit einer Emsigkeit, als gälte es einen neuen Refektor.

Auf dem oberen Verdeck, dem Sonnendeck, sitzen die Lumpen zweiten Grades, die wenigstens zunächst wohl noch die Absicht hatten, sich nicht nur mit den Leuten um sich herum, sondern auch mit der Gegend zu beschäftigen. Hier sitzt vor allem die Jugend in der Nähe der Raucherkapelle, und bald wird ein Tanzpaar verankert zwischen den Tischen und um die Schornsteine herum, bis die Tanzlust sie nicht mehr locker läßt. Die schmunzelnden Schwiägerväter und Schwiegermütter beiseite währenddem erheblich ihre Freundschaft und verjüngen sich zusehends dabei. Immer wieder löst sich ein älteres Paar aus ihren Reihen und mischt sich mit drolligen Sprüngen zum Gaudium der Zuschauer in die modernen schleifenden Tanzbewegungen.

An den dunkelsten Stellen der Reling haben besonders verliebte junge Pärchen unentwegt in sich hinein zu tuscheln. Dazwischen sitzen ein wenig feig und fremd vereinzelt Gestalten. Es sind die Bescheidenden, die Schüchternen, die Beschaufelten, die Zurückhaltenden, die an Demüthigkeiten Leidenden, die zwar an den Vergnügungen ihrer Umgebung teilhaben wollen, aber nicht mitmachen können.

Abgewandt dagegen von dem Lärm der Menschen, an den heimlichsten Orten des Schiffes, am Bug, am Heck, hinter dem Radkasten, findet man die kraftvoll Einamen, die Defonomen der Seele, die haushalterischen Genieser, die wissen, daß der höchste Genuß nicht das plumpe Anfaßen und gierige Ausschüttern ist, sondern in der leisen Ferne von den Dingen, im Mienen und Schmecken, im Erwarten und Verzielen liegt. Sie saugen sich voll im Anschauen der Natur, die in dem Mund der sanft geschweiften Bergkette wie ein gewaltiger Kessel voll magischer Lichter ist. Zuerst, in der ge-

temperten Luft der herandunkelnden Dämmerung, ist das Auf und Ab der Landschaft wie ein munteres Gemoge von Linien, auf Goldgrund gezeichnet. Der Himmel, ganz hellblau, durchsichtig abgetönt, durch einen dünnen, grauen Nebelschleier, in dem schon die Fünfküchen von ein paar ersten Sternchen flimmern, löst auf den scharfen Schattenriff der Berge leuchtend gelb gerandet, mit roten und violetten Streifen durchzogen. Es sieht aus, als fläße hinter den Bergen ein feuriger Abgrund. Später wird der Himmel wie dunkelblauer Saft, aber das Kielwasser plätschert jetzt näher ans Ohr, und die Spiegelung des Schiffes fringelt sich in den Wellen in einem lieblichen flinken Spiel. Auch diese still Verfunkenen sind in einen schwebenden Zustand erhoben wie die lauten Fahrgäste drinnen, aus der Alltäglichkeit heraus in eine heitere, von den Sinnen überfrönte, schon traumhafte Feierlichkeit. Sie, die Bedächtigen, sind auch die Letzten, die von Bord gehen, nachdem nun das Schiff ihre Station erreicht hat.

Wie schnell sich die Menge verläuft! Eben noch waren die jubelnden Zurufe der Ankomenden zu hören, denen ein Tag des Glückes unter Erdenskindern, ein Tag der Freundschaft beschieden war. Jetzt brennen die hohen Vogenlampen fast auf den Platz an der Landebrücke.

Das Schiff schwimmt schon weiter Stromaufwärts nach seinem Endziel, fast leer und ganz leise, aber noch hell erleuchtet. Man sieht die Schatten der Kellner eifertig die Tische abräumen, die Tischstühle zusammenfalten. Sie haben bald Feierabend. Nun erst wird es Nacht über dem Rhein. Das Schloß, das am Tag in seinem Barock zierlich und leicht erscheint, hat nun schwere, mächtige Formen angenommen, und die Figuren auf seiner Nordseite stehen da wie ein Spuk. Wölfchen treiben am Mond vorüber. Leichter Nebel steigt aus dem Wasser auf. Die Luft wird kühl.

Humor

Unmöglich. „An dieser Suppe mußt du was verbessert gemacht haben, Liebling. Die schmeckt ja ganz bitter!“
Unmöglich! Im Kochbuch steht ausdrücklich: schmeckt ausgezeichnet!

Verbätigt. „Wie ich gestern nach Hause komme, war ich ganz überrascht. Da stand meine Frau und erwartete mich mit meinen Hausaufgaben, und meine Hausjoppe hatte sie auch im Arm.“
„Und wie teuer war das neue Kostüm?“

„Können Sie mir 100 Mark auf sechs Monate leihen?“ fragt Herr Schmitz seinen Zigarrenhändler.

Dieser überlegt hin und her; entschließt sich dann aber doch endlich, in Anbetracht der jabelnden Kundtschaft, zuzugreifen. „Werden Sie mir denn das Geld aber nach einem halben Jahr bestimmt wieder zurückgeben können?“
„Aber ganz sicher“, meint Herr Schmitz. „Das ist sehr einfach. Ich stelle das Mandat ein, und da spar ich doch mindestens jeden Monat 20 Mark.“

Karlsruher Studenten im Saargebiet

Reiche Eindrücke von einer Besichtigungsfahrt

Dem Wunsche folgend, den Brüdern an der Saar einen Besuch abzustatten und durch sportliche Wettkämpfe und kameradschaftliches Zusammensein die Verbundenheit der Reichsstudenten mit den noch gefesselten wertvollen Kameraden des Saarlandes zu zeigen, wollte die Fußballsektion des Bad. Staatstechnikums vor kurzem in Saarbrücken, Völklingen, Wehrden und Püttlingen, und fastete auch dem besonders heilumriten Warnöbgebiet einen Besuch ab.

Am Samstag, den 19. August, fuhr eine stattliche Reisegesellschaft, unter anderem der Leiter des Staatstechnikums, Direktor Dr.-Ing. Krauth und der Führer der Studentenschaft, cand. Ing. Moser, mit dem Elzug der Saar entgegen. Für einige dienstlich verbundene Fußballspieler des Staatstechnikums sprangen in kameradschaftlicher Weise Studenten der Technischen Hochschule ein. Bei herrlichem Sonnenschein bringt uns das Dampfboot durch die mit Rebem, Laub- und Kiefernwald bedeckten Hügel der Pfalz. Auf allen Bahnhöfen waren riesige Transparente, die auffordern mit „Ja“ zu stimmen, und geschmückten Lokomotiven zu sehen. Aber in Eindrückt das plötzlich auf, die Grenze des Saargebietes ist erreicht.

In Saarbrücken wurden wir von Herren der Firma Nöchling, die am Zustandekommen unserer Fahrt in erster Linie beteiligt war, und vom Verkehrsverein empfangen. Wir waren sehr gespannt auf die politische Stimmung im Saargebiet, und schon der erste Blick vom Bahnhofspiaz in die Hauptstraßen der Saarmetropole zeigte uns, daß die sehr gut für Deutschland ist; denn

ein Fahnenwald von Schwarz-Weiß-Rot und Hakenkreuz wehte uns entgegen.

Stärker hat keine Stadt im Innern Deutschlands bei der größten Feier geflaggt. Nur vereinzelt sieht man, so am Gebäude der Regierungskommission oder der Grubenverwaltung, die Separatistenfahne des Saargebietes oder die Tricolore wehen. Nachdem die Sebenswürdigkeiten unter sachkundiger Führung besichtigt waren, ging es mittags weiter nach Völklingen, der Stadt der großen Nöchling'schen Hütte. Der Himmel ist hier meist bedeckt, so gewaltige Rauchmengen speit das Meer von Schornsteinen in ihn. Unsere Augen müssen sich erst an die in der Luft tanzenden Rußteilchen gewöhnen. Wie die Fachwerkbauten Nürnbergs Charakteristikum sind, so beherrschen hier Industrieanlagen die Straßen, alles Technik. Tag und Nacht ist das Dröhnen und Zittern der Maschinen zu vernehmen, der Pulsschlag deutschen Lebens.

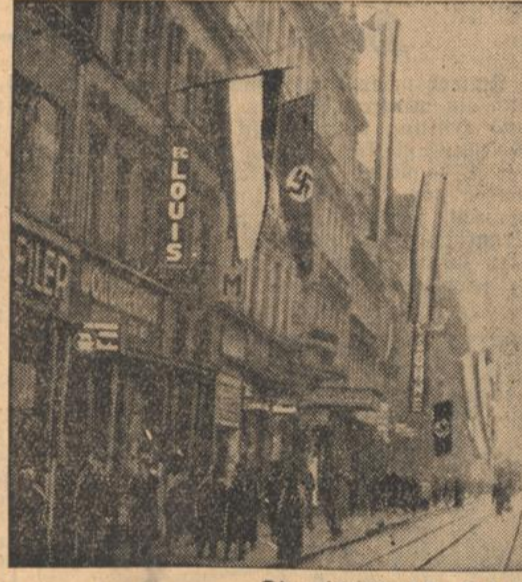
Im angekauften Wehrden nehmen wir Quartier ein und spielen um 17 Uhr im Rahmen

eines großen Sportfestes gegen die 1. Mannschaft des dortigen Fußballvereins.

Abends fand in einem großen überfüllten Saale ein

„Deutscher Abend“

statt. Nach den Klängen des Badenweiler Marsches begrüßte uns der Vereinsführer nochmals aufs herzlichste und überreichte eine Plakette „Die gefesselte Saar 1918—1935“ zur



Die reichgeschmückte Bahnhofstraße von Saarbrücken

steten Erinnerung. Auch der Führer der Deutschen Front und der Beauftragte der Nöchling-Werke, Prokurist Würz, sprach zu uns und bat, die Kunde mit uns Reich zu nehmen, daß im Saargebiet Deutsche leben, die mit jeder Faser ihres Herzens am Vaterlande hängen und dem Tage der Rückgliederung mit Sehnsucht entgegensehen. Das Deutschland- und das Horst-Wessel-Lied erklangen, man vermaß bereits in einem unter fremder Herrschaft stehenden Lande zu sein. Direktor Dr.-Ing. Krauth und Studentenfürher Moser sprachen für die Karlsruher, bezahlte Dankbarkeit für die alle Erwartungen übertreffende Aufnahme Klang aus ihren Worten.

Am nächsten Tag waren wir in Püttlingen zu Gast. Dieser etwa 18.000 Seelen zählende Ort ist nahezu von lauter Grubenarbeitern bewohnt, die in den umliegenden Gruben sauer und ständig in Gefahr ihr Brot verdienen. Die Aufnahme bei diesen einfachen Menschen, ihr Wissen und ihr Deutschbewußt-

sein, bestätigten uns aufs neue, wach wertvolle geistige Kräfte auch beim Arbeiter der Pfalz vorhanden sind. Es wurde wirklich alles getan, um uns Studenten den Aufenthalt so schön wie möglich zu machen. Nach dem Spiele, das die Püttlinger Elf 6:3 gewann, fuhr wir im Omnibus nach Wehrden, um unserer Bahnpflicht zu genügen. Nach der Rückkehr zu unseren Sportkameraden wurden wir vom Bürgermeister und der Deutschen Front begrüßt. Der Gesangsverein „Fidelio“ sang uns zu Ehren einige schöne Lieder, die wir mit starkem Beifall aufnahmen. Da gerade in Püttlingen Kirchweib war, hatten wir natürlich die nicht unangenehme Ehrenpflicht, kräftig mitzuwirken.



Montag morgens war Besichtigung der Güttenanlage in Völklingen.

7000 Arbeiter beschäftigt das Werk zur Zeit, stahlharte Männer, die mit dampfendem Körper, zum Teil in Hüllenhitze und Staub, diesen gewaltigen Arbeitskreis beherrschen und dem Gestein den uns unentbehrlich gewordenen Stahl abringen. Riesige Stahlkonstruktionen, Behälter, Förderbahnen, Röhren bilden ein Labyrinth der Technik, über dessen Zusammenhang sich nur der Fachmann ein einigermaßen klares Bild machen kann. Alles überragend der 76 Meter hohe Gasbehälter, und jenseits des Saarflusses mit dem Werk durch eine große Drahtseilbahn verbunden, zwei mächtige etwa 50 Meter hohe Schlackenberge. Die turmhohen Hochöfen freffen gierig Rohere, Kohlen und Schrott, und an ihrem Fuße riefeln glühende, spritzende Feuerbäche, flüssiges Erz mit 5000 Grad Celsius in große fahrbare Kessel zur weiteren Verarbeit-

ung. Brodelnder Feuerschein flackert in die Höhe, des Nachts den Himmel gegenstärhaft beleuchtend. In der Fülle der Riesenwerkstätten, von denen jede im gigantischen Gesamtprozess eine Detailarbeit zu verrichten hat und in denen das Material durch große Förderbahnen, Bänder, elektrische Schwebebahnen und Krane zirkuliert, sieht uns die Walzerei in größte Bewunderung. Hier werden sonnen-galühende, tonnen schwere Stahlblöcke durch sinnreiche Förderkonstruktionen wie Spielbälle hin und her bewegt, von den Armen riesiger Krane gepackt und gehoben, unter der Walse spielend gerdrückt und allmählich in die Form gepresst, die der Ingenieur für seine Bauten benötigt. Wer all dies beobachtet, sieht, wie Stirn- und Handarbeit sich ergänzen, dem wird klar, wach Wahnsinn das gegenständige Bekämpfen ist, und wie unendlich klein jene Menschen sind, die aus Minkel und Dummheit unsere Arbeiter zu Menschen zweiter Klasse machen wollten. Für manden heute noch vorhandenen Größenwahnsinnigen würde eine eintägige Tätigkeit in einem solchen Betriebe genügen, um sein Leben lang die Arbeit der Werttätigen gehörend zu achten.

Im Werke waren überall die Zeichen Deutschlands zu sehen. Große Kalender an Wänden und Fahrzeugen angebracht mit der Aufschrift „Nur noch 146 Tage“, wobei die Zahl natürlich jeden Tag umgekehrt wird, zeigen, wie man den Tag der Abkündigung erwartet. Wir sprachen auch mit den Arbeitern, die gerade in sozialer Hinsicht vom Anschluß an Deutschland sich viel versprechen. Die Besichtigung wurde im Kasino des Werkes abgeschlossen, wo wir ein schmackhaftes Mittagessen erhielten.

Der Montagnachmittag wurde zu einer Autofahrt durch das Warnöbgebiet benutzt. Der Warnöb ist ein an Bodenschätzen besonders reicher Teil des Saarlandes, der halbinselförmig in französisches Gebiet hineinragt, auf den die Franzosen also aus wirtschaftlichen und strategischen Gründen besonderen Wert legen. Auch die an der Grenze liegende Grube, deren Stollen von den Franzosen ins Saargebiet getrieben wurden, um das wertvolle schwarze Gestein zu fördern, wurden besichtigt. Ueberall begrüßten uns die Menschen und besonders die Schulkinder mit dem deutschen Gruß.

Als wir am Montagabend die Heimreise antraten, schieden wir ungern vom Saargebiet, und nahmen die Ueberzeugung mit, daß in diesem von der Natur so gesegneten Lande Menschen wohnen, die durch und durch deutsch fühlen, sich durch den steten Kampf als Grenzlandbewohner dessen bewußt sind, als mancher Reichsdeutscher. Sie erhoffen alle die baldige Rückgliederung zum Reich und kämpfen begeistert darum. Möge uns dies ermahnen mitzubekken, ein Deutschland zu schaffen, an dem die Saarländer, als Entgelt ihrer Treue, eine Freude haben können.

